



Zur Diskussion, Berichte

- 3 Gedächtnis ohne Erinnerung?
Die Probleme der Deutschen mit ihrer Geschichte
Aleida Assmann

- 14 »Marion-Samuel-Preis« für Gerhard Hoch
Volkhard Knigge

- 20 Die Dokumentationsstätte
»Gefangenenhaus Ostertorwache« in Bremen
Martin Engelking

- 26 Ein Mahnmal für die Opfer der
»Euthanasie«-Verbrechen in Pirna-Sonnenstein –
Ergebnisse des künstlerischen Wettbewerbs
Stefanie Endlich

Neue Medien

- 32 Die Todesmärsche aus dem KZ Buchenwald und
seiner Außenlager im April 1945
Rekonstruktion mit Hilfe der GIS-Technologie
Katrin Greiser

- 39 Veranstaltungshinweise

- 44 Literaturhinweise

*Wegen Platzmangel konnte die Diskussion um den Gedenkstättenbegriff und die -Organisation hier nicht aufgenommen werden. Texte hierzu u.a. von Wulff E. Bredeck, Frank Dingel, Habbo Knoch, Dietfried Krause-Vilmar, Thomas Lutz, Konrad Pflug und Michael Schwer sind im GedenkstättenForum nachzulesen:
www.topographie.de/gedenkstaettenforum*

Titelfoto:

*Installation der Zelle »Überfüllung« in der Dokumentationsstätte
»Gefangenenhaus Ostertorwache« in Bremen.
Foto: Lutz-Michael Linke/Staatsarchiv Bremen
Siehe dazu auch den Text von Martin Engelking in diesem Heft.*

Gedächtnis ohne Erinnerung?

DIE PROBLEME DER DEUTSCHEN MIT IHRER GESCHICHTE

Aleida Assmann

Zwei Erinnerungen an Auschwitz

Was in den letzten Tagen des Lagers Buna-Monowitz in unmittelbarer Nähe von Auschwitz geschah, davon hat uns Primo Levi ein erschütterndes Zeugnis überliefert. Er schildert die letzten Tage des Lagers »außerhalb der Welt und Zeit« bis zur Ankunft der russischen Armee. Die Lagerleitung war zusammen mit 20 000 Häftlingen geflohen, die auf dem mörderischen Evakuierungsmarsch in großer Zahl umgekommen oder umgebracht worden sind. Übriggeblieben waren die Kranken, Sterbenden und Toten, unter ihnen der an Scharlach leidende Primo Levi. Mit der Evakuierung des Lagers war auch dessen Infrastruktur vollständig zusammengebrochen. Bei minus 20 Grad kümmerten sich die wenigen, die dazu noch in der Lage waren, um Heizung, Beleuchtung und eine notdürftige Verpflegung. Trotz dieser kleinen Schritte einer Rückeroberung von Selbstbestimmtheit und Menschlichkeit blieb das bestimmende Gefühl angesichts des Kots und Schmutzes der Baracken, des Leidens der Sterbenden und der Menge der Leichen Ohnmacht und Selbstverlust. Levis Bilanz lautete:

»26. Januar. Wir liegen in einer Welt der Toten und Larven. Um uns und in uns war die letzte Spur von Zivilisation geschwunden. Das Werk der Vertierung, von den triumphierenden Deutschen begonnen, war von den geschlagenen Deutschen vollbracht worden.«¹

Primo Levi hat seinen Bericht mit dem Titel »Ist das ein Mensch?« gleich nach seiner Rückkehr aus dem KZ niedergeschrieben. Dieses Zeugnis ist besonders für uns Deutsche der nachfolgenden Generationen zu einem zentralen Text unseres kulturellen Gedächtnisses geworden. Levi hatte uns als Adressaten im Auge, und er hat sehr genau beobachtet, wie sein Erfahrungsbericht, in die deutsche Sprache übersetzt, auf deutsche Leser einwirkte.

Es gibt eine ganz andere Perspektive auf Auschwitz, die bis vor kurzem im biographischen Gedächtnis verschlossen geblieben ist und keine entsprechende Wirkung auf das allgemeine Gedächtnis gehabt hat. Ich denke an die autobiographische Skizze, die der Historiker Reinhart Koselleck 50 Jahre nach Kriegsende veröffentlichte, und in der er über seine Erfahrungen im Frühjahr 1945 berichtet.² Der Tag der Befreiung war für den Soldaten Koselleck wie für unzählige andere Wehrmachtangehörige ein Tag der Gefangennahme. Er beschreibt, wie seine Einheit von den Amerikanern an die Russen übergeben wurde und sich in einer großen Gefangenenspalade in Richtung Osten in Bewegung setzte. Die Gefangenen marschierten an Birkenau vorbei und erreichten schließlich Auschwitz, wo sie in die Baracken einzogen. Der Name Auschwitz hatte damals für Koselleck noch keine Bedeutung. Von den Russen erfuhren sie dort, daß in Birkenau Millionen vergast worden seien, was viele der Gefangenen für eine sowjetische Propagandalüge hielten. Nicht so Koselleck. Er schreibt, daß er von der Wahrheit dieses Wortes spontan überzeugt war und er schildert die Umstände, unter denen er in Auschwitz die erste Information über diesen Ort erhielt. Ein ehemaliger

*Überarbeitete Fassung
eines im März 2000
in der Internationalen
Jugendbegegnungs-
stätte Auschwitz/
Oświęcim gehaltenen
Vortrags.*

polnischer KZ-Häftling war zur Überwachung der deutschen Kriegsgefangenen eingesetzt und trieb sie zu schnellerem Arbeiten an. Einmal ergriff er dabei einen Schemel, den er drohend in die Luft hob. Doch bevor er ihn auf Kosellecks Kopf niederschmetterte, hielt er plötzlich inne mit den Worten: »Was soll ich dir schlaggen Schädel ein, ihr habt ja vergast – Millionen«. Der Schemel flog in die Ecke und zerbrach. Koselleck fährt fort: »Schlagartig – wörtlich – war mir klar, daß er die Wahrheit sprach. Vergast? Millionen? Das konnte nicht erfunden sein.«

An dieser Stelle fügt Koselleck eine kritische Reflexion über die Wahrheit seiner eigenen Erinnerungen ein. Er schreibt: »Es gibt Erfahrungen, die sich als glühende Lavamasse in den Leib ergießen und dort gerinnen. Unverrückbar lassen sie sich seitdem abrufen, jederzeit und unverändert. Nicht viele solcher Erfahrungen lassen sich in authentische Erinnerungen überführen; aber wenn, dann gründen sie auf ihrer sinnlichen Präsenz. Der Geruch, der Geschmack, das Geräusch, das Gefühl und das sichtbare Umfeld, kurz alle Sinne, in Lust oder Schmerz, werden wieder wach und bedürfen keiner Gedächtnisarbeit, um wahr zu sein und wahr zu bleiben.«

Von diesen Erinnerungen unterscheidet Koselleck einen anderen Typ: »Freilich gibt es zahllose Erinnerungen, die ich oft erzählt und wiederholt habe, deren sinnliche Wahrheitspräsenz aber längst verschwunden ist. Sie sind selbst für mich nur noch literarische Geschichten, ich kann ihnen, mir selbst zuhörend, nur noch Glauben schenken. Bis zur sinnlichen Gewißheit verbürgen kann ich mich nicht mehr.«

Koselleck ist nach Auschwitz als ein russischer Kriegsgefangener gekommen, nicht als ein Opfer des NS-Regimes. Von den Verbrechen, die dort verübt worden sind, hat er keine eigene Erfahrung, er kennt nur den Schauplatz des Schreckens nach der Befreiung, er hat Informationen nur aus zweiter Hand. Dennoch entwickelt er seinen Begriff sinnlicher Wahrheitspräsenz ausgerechnet anhand einer Erinnerung, für die er selbst keinerlei sinnliche Wahrnehmung hat. Was sein Bericht jedoch sinnlich bezeugt ist der Schockeffekt, den die plötzliche Einsicht in die Wahrheit der Nachricht über das Ausmaß der NS-Verbrechen bei ihm ausgelöst hat. Anstelle des Schemels traf ihn die Wucht dieser Mitteilung. »Schlagartig – wortwörtlich – wurde mir klar, daß er die Wahrheit sprach. Vergast? Millionen? Das konnte nicht erfunden sein.« Andere Deutsche, die nach Kriegsende auf Anordnung der Alliierten die Tatorte der Verbrechen besichtigen mußten oder durch Filme und Photographien von den Massenmorden erfuhren, haben nicht so eindeutig reagiert. In den meisten Fällen ist trotz der optisch sinnlichen Evidenz, auf der die Informationspolitik der Alliierten beruhte, die Stimme des deutschen Gewissens gerade nicht wachgeworden (um eine Formulierung von Eugen Kogon aufzugreifen) und es scheint, als habe sich dadurch in der Bevölkerung die Abwehr eher noch verhärtet.³

Gedächtnislücken

Inzwischen ist ein einzigartiges Dokument erschienen, das im englischen Original allerdings bereits seit 54 Jahren vorliegt.⁴ Es ist der Bericht eines 1905 in Wien geborenen amerikanischen Juden, von Beruf Historiker, der als unbewaffneter »intelligence officer« die amerikanischen Truppen begleitete, als sie im Oktober 1944 von Belgien nach Deutschland vorrückten. Sein Projekt bestand darin, im Medium von Interviews die inneren Einstellungen der Deutschen vor Kriegsende in einem möglichst breiten Spektrum

zu untersuchen. Sein Dossier, das er für die Abteilung für Psychologische Kriegsführung angelegt hat, enthält die Zusammenfassung und Protokolle von Hunderten von Gesprächen mit Deutschen aller Berufs- und Altersgruppen. Obwohl der amerikanische Offizier die Interviews als Besatzer mit militärisch geschlagenen Deutschen führte, war ihr Ton nicht der eines Verhörs. Padover wollte etwas über die inneren Motive, Haltungen, Hoffungen, Einstellungen seiner Informanten erfahren; er wollte an den »deutschen Charakter« und die deutsche Mentalität herankommen. So lernte er bald, wie er die Gespräche zu führen hatte, um seine Informanten aus der Reserve zu locken und zum Sprechen zu bringen.

Für die Historiker ist dieses Dokument möglicherweise nicht von großem Interesse. Die Fakten sind gut bekannt und die Interviews dürften kaum den Standards der oral history-Forschung genügen. Als Zeugnis einer deutschen Erinnerungsgeschichte ist Padovers Dossier jedoch äußerst aufschlußreich. Zeigt es doch mit großer Anschaulichkeit die Muster der Verdrängung, mit denen sich die deutsche Bevölkerung wappnete, als absehbar geworden war, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Die Einstellung der überwältigenden Mehrheit war eine einhellige Verdammung des Nationalsozialismus, die allerdings jegliche Perspektive einer eigenen Mitverantwortung kategorisch ausschloß. Padover registriert einen »traumatischen Schock von Stalingrad«, der zu einem radikalen Stimmungswandel führte, ohne damit jedoch einen inneren Gesinnungswandel zu befördern. Er schreibt: Die Neigung der Deutschen, »alle Schuld und Verantwortung auf Hitler zu schieben, sollte aufmerksam registriert werden. Psychologisch gesehen, wollen sich die Deutschen Strafe und moralischer Verantwortung entziehen, indem sie der Welt einen Schuldigen präsentieren, den sie noch vor kurzer Zeit als Halbgott anhimmelt habe«. Diese Abwendung von Hitler war von keinem Schimmer eigenen Schuld- bewußtseins begleitet. Niemand, so fährt Padover fort, »kritisierte die Aggression als solche. Kritisiert wurde die gescheiterte Aggression. Hitler wird vorgeworfen, den Krieg verloren, und nicht, ihn begonnen zu haben.« (93–94)

Das einheitliche Profil dieses Selbstschutzes tritt uns in den von Padover aufgezeichneten Gesprächen in immer neuen Variationen gegenüber. Rückblickend stellen wir heute fest, daß es genau dieses Erfahrungs- und Selbstdeutungsmuster der NS-Vergangenheit war, das nach Kriegsende keineswegs revidiert wurde, sondern mit dem man sich in der neugegründeten Bundesrepublik bestens einrichten konnte. Im Zentrum dieser Haltung stehen Klage und Anklage: Man sei belogen und betrogen worden, von den Greueltaten habe man nichts gewußt, unter den Bedingungen der Zwangsherrschaft sei jeder Widerstand ausgeschlossen gewesen, allein die Nazis seien schuldig, die Deutschen seien unschuldig, sie hätten nur Befehle ausgeführt. Padover zog Ende 1944 aus diesen Interviewerfahrungen seine erste sarkastische Bilanz:

»Seit zwei Monaten sind wir hier zugange, wir haben mit vielen Menschen gesprochen, wir haben jede Menge Fragen gestellt, und wir haben keinen einzigen Nazi gefunden. Jeder ist ein Nazigegner. Alle Leute sind gegen Hitler. Sie sind schon immer gegen Hitler gewesen. Was heißt das? Es heißt, daß Hitler die Sache ganz allein, ohne Hilfe und Unterstützung irgendeines Deutschen durchgezogen hat. Er hat den Krieg angefangen, er hat ganz Europa erobert, den größten Teil Rußlands überrannt, fünf Millionen Juden ermordet, sechs bis acht Millionen Polen und Russen in den Hungertod getrieben, vierhundert Konzentrationslager errichtet, die größte Armee in Europa aufgebaut und dafür gesorgt, daß die Züge pünktlich fahren.« (46)

Was er von seinen Gesprächspartnern zu hören bekam, konnte also nicht die ganze Wahrheit sein. Wie aber war an die Wahrheit heranzukommen? Gab es einen Lügendetektor, der diese Maske des Selbstschutzes zerriß? Von einem seiner Informanten, einem gewissen Georg Thesen, der in der Eifel zu den amerikanischen Truppen übergelaufen war, bekam Padover auf seine Frage, wie man einen Nazi enttarnt, eine klare Antwort:

»Sie werden feststellen, daß ein wahrer Nazi keine sozialen Ideale hat. Fragen Sie ihn, was er von Konzentrationslagern wußte und der Behandlung der Juden. Sie werden merken, daß ein wahrer Nazi jedes Wissen oder jede Verantwortung leugnet. Wenn er es leugnet, dann fragen Sie ihn, warum er sich nicht für seine Mitmenschen interessiert. Gibt er sich als unpolitisch aus, dann wissen Sie, daß er lügt – unter den Nazis konnte niemand unpolitisch sein.« (49)

Die Frage ist allerdings, ob das Problem, um das es hier geht, mit Hilfe eines Lügendetektors überhaupt zu lösen ist. Wahrscheinlich liegt das Problem tiefer, weil die Deutschen, die hier über ihre Einstellungen Auskunft geben, nicht nur den amerikanischen Offizier belogen haben, sondern an erster Stelle auch sich selbst. Ihr moralischer Sinn und ihr persönliches Gewissen waren durch Übernahme einer rückhaltlos (kollektiv-) egoistischen Ideologie und durch Verinnerlichung einer funktionalistischen Bürokratie anästhesiert worden. Sie verdrängten ihre Schuld und Verantwortung, indem sie sie externalisierten, d. h. von sich abspalteten und auf eine kleine Gruppe von Verbrechern auslagerten. Mit dieser Lüge, an die sie selber felsenfest glaubten, schränkten sie ihren Wahrnehmungshorizont ein. Was Gegenstand der Kritik, der Empörung, des Abscheus, ja des Traumas hätte sein müssen, wie die schrittweise Demütigung und Entwertung, Ausgrenzung und Vertreibung, Deportation und Ermordung der Juden, wurde aus der Wahrnehmung ausgegrenzt und aus dem Bewußtsein verbannt.

An diesem Punkt setzt das Problem der Erinnerungsgeschichte ein. Was damals nicht wahrgenommen wurde, weil man es nicht wahrhaben wollte, konnte später nicht zu einem Gegenstand der Erinnerung werden. Die Logik der Erinnerung ist ja denkbar einfach: um mich an etwas erinnern zu können, brauche ich eine Gedächtnisspur. Um eine Gedächtnisspur zu haben, muß zuvor etwas wahrgenommen und gespeichert worden sein, was dann später als Erinnerung wieder abgerufen werden kann. An blinde Flecken kann man sich nicht erinnern. Um hier mit Freud zu sprechen, etwas, »was nie ›vergessen‹ werden konnte, weil es zu keiner Zeit gemerkt wurde, niemals bewußt war«, daran kann man sich hinterher auch nicht mehr erinnern.⁵ Die kognitive Psychologie, die sich besonders für die Fehlleistungen des Gedächtnisses und Erinnerungslücken interessiert, hat diesem Fall ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Der Psychologe David L. Schacter hat »sieben Sünden des Gedächtnisses« aufgelistet, wobei er zwischen zwei Typen von Fehlleistungen des Gedächtnisses unterscheidet: Fehler bei der Speicherung und Fehler beim Rückruf von Erinnerungen. Die blinden Flecken der Deutschen kommen durch einen Speicherungsfehler zustande, durch ein Aussetzen von Aufmerksamkeit im Akt der Wahrnehmung. »Ein großer Teil des Vergessens ist darauf zurückzuführen, daß zum Zeitpunkt der Aufnahme oder des Rückrufs zu wenig Aufmerksamkeit aufgegeben wurde. Solche Fälle von Vergessen können auf Geistesabwesenheit zurückgeführt werden.«⁶

Padover hat den Deutschen all die Gewissensfragen gestellt, die sie sich selbst nicht gestellt haben, weil der moralische Nerv in weiten Kreisen der Bevölkerung verödet war. In dieser Haltung der allgemeinen Betäubung hat die Mehrheit der Deutschen ihre Mit-

verantwortung und Schuld gar nicht wahrgenommen und folglich auch nicht gespeichert, was dazu führte, daß sie sich später auch nicht an sie erinnern konnte. An die Stelle von Erinnerung trat nach dem Kriege die Verfestigung des Rechtfertigungskorsetts, mit dem man sich bereits vor Kriegsende gewappnet hatte. Die Umerziehung der Alliierten konnte diesen Panzer nicht aufbrechen, denn Mentalitäten sind unter der Bewußtseinsschwelle habituell eingefleischt und deshalb durch kognitive Lernprozesse nur schwer zu beeinflussen.

Offizielles Gedächtnis ohne persönliche Erinnerung

Mich interessiert hier weniger die historische Momentaufnahme, die uns Padovers Bericht vermittelt, mich interessieren die Konsequenzen dieser Momentaufnahme für die bis in unsere Gegenwart reichende deutsche Erinnerungsgeschichte. Diese Erinnerungsgeschichte von 1945 bis heute möchte ich im Folgenden kurz rekapitulieren. Zuvor sind jedoch noch einige allgemeinere Bemerkungen zur Funktionsweise von Gedächtnis und Erinnerung angebracht.

Das Gedächtnis, das bestätigen uns die Psychologen und Neurowissenschaftler, die die Dynamik von Erinnern und Vergessen auf der Ebene des Individuums und seiner Gehirnfunktionen untersuchen, ist kein statischer Behälter, in dem Erfahrungen unverändert konserviert werden. Es ist in der Regel alles andere als Kosellecks geronnene Lavamasse, nämlich ein dynamischer Prozeß, in dem man sich von den Bedingungen und Bedürfnissen der Gegenwart aus immer wieder anders auf die Vergangenheit einläßt und dabei gerade so viel von ihr zuläßt, wie man gebrauchen oder ertragen kann. Eine entsprechende Tendenz zur dynamischen Anpassung bestimmt auch das kollektive Gedächtnis. Die Gesellschaft legt die Bezugsrahmen und Deutungsmuster für die Vergangenheit immer neu fest, die darüber entscheiden, wie und was von der Vergangenheit zur Sprache gebracht wird. Der Wandel dieser Bezugsrahmen ist abhängig von inneren und äußeren Faktoren. Als wichtigste sind zu nennen: – sozial: der Generationswechsel innerhalb einer Gesellschaft, – außenpolitisch: die Beziehung zu anderen Staaten wie Israel, Polen oder die USA, die selbst Opfer deutscher Aggression und Vernichtungsgewalt geworden sind, sowie – innenpolitisch: der Wechsel des politischen Systems, wie er z. B. mit der Wiedervereinigung eintrat.

Meine These ist, daß sich die biographischen Erinnerungen an diesen gesellschaftlichen und politischen Wandel der Erinnerung, dessen einzelne Phasen ich gleich rekapitulieren werde, nicht wirklich angepaßt haben. Dadurch ist es zu einer Diskrepanz zwischen individuellen Erinnerungen und kollektivem Gedächtnis gekommen, die für eine Reihe von Eruptionen und Skandalen verantwortlich zu machen ist. Diese Diskrepanz erklärt auch, warum sich die Erinnerung an die NS-Vergangenheit in Westdeutschland immer in einer Dialektik von Abwehr und Anerkennung bewegt hat. In der Rückschau auf diesen Prozeß lassen sich drei Phasen unterscheiden.

In der ersten Phase spielten Stichworte wie Scham, Schuld, Sühne und Verantwortung im offiziellen Gedächtnisdiskurs der Bundesrepublik eine funktionale Rolle. Dieses offizielle Bekenntnis der Abkehr vom Nationalsozialismus und die Berufung auf die freiheitlich-demokratische Grundordnung war die Bedingung für die Resozialisierung der Westdeutschen. Sie waren der Sockel, auf dem die BRD errichtet wurde. Die Verurteilung des Nationalsozialismus schloß die historische Verantwortung für die Verbrechen

der NS in Form von sogenannten Wiedergutmachungszahlungen ein. Dieses offizielle Gedächtnis der Bundesrepublik war die Bedingung dafür, daß die Deutschen kein – wie Padover oder Thomas Mann 1946 noch mutmaßten – »ausgestoßenes, beispiellos verfluchtes und gefürchtetes Volk« blieben, sondern schon bald wieder in die internationale Völkergemeinschaft aufgenommen wurden (335). Das war aber nur die eine Seite der Medaille, denn der »politischen« Konversion des Gemeinwesens entsprach keine Konversion der Identität der Bürger. Die Stichworte Scham, Schuld und Reue waren aus den biographischen Gedächtnissen weitgehend getilgt. Das offizielle Bekenntnis wirkte entlastend, indem es stellvertretend ein Schuldbewußtsein artikuliert, das die einzelnen Bürger gerade nicht zustande brachten. Und auch nicht zustande bringen mußten, denn das erste Gesetz, das die neue Bundesrepublik verabschiedete, galt der persönlichen Rehabilitation und beruflichen Reintegration der von der alliierten Entnazifizierung Betroffenen, den damals sogenannten »Opfern« der Entnazifizierung. Mit anderen Worten: Der Identitätswandel, den die einzelnen Menschen für sich selbst nicht zu leisten brauchten, wurde ihnen von der Regierung abgenommen.

Von Anfang an bestand das Dilemma der deutschen Erinnerungsgeschichte also darin, daß der offizielle Gedächtnisdiskurs des Staates nicht wirklich durch biographische Erinnerungen gedeckt war. Das war signifikant anders in der DDR, wo es gelang, offizielles Gedächtnis und biographische Erinnerung weitgehend zur Deckung zu bringen. In der BRD war dagegen festzustellen, daß das offizielle Gedächtnis nicht sehr tief ging. Handlungskonsequenzen wie Wiedergutmachungszahlungen stießen auf erheblichen inneren Widerstand, ehemals in hoher Stellung befindliche Parteimitglieder wie Globke oder Werner Best kamen wieder zu Amt und Würden. Kein Wunder, wenn angesichts dieser Diskrepanz zwischen offiziellem Gedächtnisdiskurs und individueller Erinnerung das politische Bekenntnis oft hohl klang und in einer dünnen Fassade erstarrte. Über diese Diskrepanz haben sich mehrfach diejenigen Deutschen ausgesprochen, deren biographische Erlebnisse noch tief in die NS-Zeit hineinreichen. Der Historiker Reinhart Koselleck, Jahrgang 1925, kam in der eingangs zitierten biographischen Skizze auch darauf zu sprechen:

»Es gibt eben Erfahrungen, die unaustauschbar sind und unvermittelbar – so furchtbar oder um vieles schlimmer die Erfahrungen anderer sind. Vergleichen lassen sie sich allemal: aber nur von außen. Von der jeweiligen Erfahrung selber her ist alles einmalig. Heute weiß ich weit mehr, als ich damals wissen konnte, und ich weiß anderes, als damals möglich war. Und so geht es den Nachgeborenen. Aber die Unaustauschbarkeit eines primären Erfahrungswissens läßt sich nicht überbieten: Wissen ist besser als Besserwissen.«

Noch wesentlich deutlichere Worte fand Martin Walser, Jahrgang 1928, der dieses Erinnerungsdilemma wiederholt in seinen Texten beschrieben hat. Vor zehn Jahren notierte er:

»Ich habe das Gefühl, ich könne mit meiner Erinnerung nicht nach Belieben umgehen. Es ist mir, zum Beispiel, nicht möglich, meine Erinnerung mit Hilfe eines inzwischen erworbenen Wissens zu belehren. (...) Die Bilder (meiner Erinnerung, A. A.) sind jeder Unterrichtung unzugänglich. Alles, was ich inzwischen erfahren habe, hat diese Bilder nicht verändert. (...) Das erworbene Wissen über die mordende Diktatur ist eins, meine Erinnerung ist ein anderes. Allerdings nur so lange, als ich diese Erinnerung für mich behalte. Sobald ich jemanden daran teilhaben lassen möchte, merke ich, daß ich die

Unschuld der Erinnerung nicht vermitteln kann. (...) Ich müßte also so reden, wie man heute über diese Zeit redet. Also bliebe nichts übrig als ein heute Redender. Einer mehr, der über damals redet, als sei er damals schon der Heutige gewesen. (...) Die meisten Darstellungen der Vergangenheit sind deshalb Auskünfte über die Gegenwart.«⁷

Walser stößt hier an eine Grenze der Nichtmittelbarkeit seiner Erinnerungen, die nicht darauf zurückzuführen ist, daß sich für solche Erinnerungen keine Worte finden lassen. Es geht ihm nicht um die Artikulierbarkeit seiner Erinnerungen, sondern um ihre Kommunikabilität und soziale Akzeptanz in einer späteren Welt, in der sich alle Voraussetzungen und Einstellungen gegenüber der ursprünglichen Erlebnissituation geändert haben. Er stellt eine enorme Diskrepanz zwischen den Erlebnissen der Vergangenheit und dem Geltungssystem der Gegenwart fest und spürt den Druck, diese Vergangenheit den Normen der Gegenwart anzupassen. Das Ergebnis wäre, wie Walser in seinem letzten Roman formuliert, »eine komplett erschlossene, durchleuchtete, gereinigte, genehmigte, total gegenwartsgeeignete Vergangenheit.«⁸

Wie kann man die Unschuld von Erinnerungen vermitteln aus einer Zeit, der wir uns retrospektiv nur durch das Tor des Holocaust hindurch nähern können? Schon das Wort »Unschuld« klingt in diesem Kontext skandalös. Gibt es unschuldige Erinnerungen aus einer schuldbeladenen Zeit?

Geschichte und Gedächtnis

Dieses Problem ist vor 13 Jahren schon einmal in großer Ausführlichkeit debattiert worden. Ich denke an den Briefwechsel zwischen den Zeithistorikern Martin Broszat und Saul Friedländer am Rande des Historikerstreits im Herbst 1987. Broszat plädierte damals für eine Form der Historisierung des Nationalsozialismus, die diese Geschichtsepoche zum Zwecke einer gerechteren und differenzierteren Analyse einbringen sollte in einen allgemeinen Rahmen, der Platz für unterschiedliche Perspektiven und Bewertungen belassen sollte. Unterschiedliche Erinnerungen samt ihren begrenzten Perspektiven und Wertungen sollten in einer integrierenden Gesamtschau aufgehoben werden. Geschichte verstand Broszat als eine durch bestimmte Institutionen und ihre professionellen Vertreter gesicherte überindividuelle Letztinstanz historischer Wahrheit, die die Einzelperspektiven neutralisierte, indem sie sie transzendierte.

Dieser Position wurde damals von Saul Friedländer energisch widersprochen. Als Gegenkraft zur abstrakten Geschichte brachte Friedländer die Erinnerungen der Opfer als eine normative Instanz ins Spiel, über die sich eine wissenschaftliche Geschichtsschreibung nicht einfach hinwegsetzen könne. Er plädierte dafür, Geschichte und Erinnerung stärker aneinander anzunähern und der Geschichtsschreibung selbst das Gepräge von Erinnerung zu geben, ein historiographisches Projekt, das in der von ihm mit Dan Diner zusammen zwei Jahre später gegründeten Zeitschrift *History and Memory* auch zu einem wissenschaftlichen Programm erhoben wurde. Das bedeutete vor allem, daß von der Instanz des Gedächtnisses aus das Ideal einer distanzierten, transzendenten Interesselosigkeit der Geschichtswissenschaft in Frage gestellt und eine stärkere Verpflichtung des Historikers zu einer auch moralischen Beurteilung der von ihm untersuchten Geschehnisse eingeklagt wurde. Die Kontroverse spitzte sich dabei auf eine Gegenüberstellung der Begriffe Geschichte und Gedächtnis zu. Geschichte, vertreten durch Broszat, folge der Verlaufsrichtung der Geschehnisse selbst, indem sie

sich von der Vergangenheit in die Gegenwart vorwärts arbeite, Gedächtnis, vertreten durch Friedländer, folge der Verlaufsrichtung der Erinnerung, die notwendig retrospektiv ist und von der Kenntnis des Resultats her sich den Weg zu den Anfängen zurückbahnt. Das Problem, um das es in diesem deutsch-jüdischen Dialog damals ebenso ging wie im Historikerstreit, war die Frage nach der Zentralstellung des Holocaust in der deutschen Geschichte. In dem Maße, wie die Zentralität des Holocaust für die Erfahrung der Opfer immer evidenter, konkreter und bestimmender geworden war, sollte er auch für die Perspektive der Täter und Mitläufer rückwirkend zum allgemeinen Fluchtpunkt und moralischen Maßstab erhoben werden.

Drei Phasen der (west-)deutschen Erinnerungsgeschichte

Doch mit dem Blick aufs Jahr 1987 haben wir vorgegriffen. Kehren wir noch einmal zurück in die erste Phase der deutschen Erinnerungsgeschichte, die Phase der politischen Deklaration. Wir haben die Gesellschaft der fünfziger Jahre in der BRD charakterisiert durch ein offizielles Gedächtnis ohne biographische Erinnerung. Hermann Lübbe hat diesen Zustand als den eines »kollektiven Beschweigens« beschrieben. Da der moralische Überbau des Gedächtnisdiskurses auf keiner tragenden empirischen Basis aufruhete, war es nicht verwunderlich, daß die streng nach Protokoll in politischen Feierstunden ausgesprochenen Deklarationen vor allem für die jüngere Generation oft hohl und aufgesetzt klangen.

Mit dem Heranwachsen dieser zweiten Generation in den 60er – 80er Jahren nahm die deutsche Erinnerungsgeschichte eine neue Wende. Das Verhältnis der Deutschen zur NS-Vergangenheit blieb nicht eine Sache der offiziellen Deklarationen und der Politiker, an die man das Problem delegiert hatte, sondern wurde allgemein zu einem Gegenstand aktiven Fragens, Forschens und Lernens. Diese zweite Phase steht im Zeichen der familialen, juristischen und historischen Aufklärung. Dieser Impuls eines unerbittlichen Nachfragens wurde in die bürgerlichen Wohnstuben, in die Gerichtshöfe und in die Archive getragen. Unter diesem Druck des Fragens wurde die Erinnerung konkret, sie wurde wieder auf Personen bezogen und in Orten verankert. Es entstand ein öffentlich gesellschaftlicher Rahmen für die Auseinandersetzung mit biographischer Schuld und persönlicher Verantwortung. Gleichzeitig verstärkte sich das Engagement der Historiker, die begannen, sich systematisch mit der Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit zu befassen.

Seit dem Ende der 80er Jahre hat sich die Form des Vergangenheitsbezugs noch einmal grundsätzlich verändert. Zwölf Jahre nach dem Historikerstreit und dem Briefwechsel zwischen Broszat und Friedländer können wir sagen, daß sich Friedländer mit seiner Position durchgesetzt hat. Die Zentralität des Holocaust ist für die Geschichtsschreibung und Geschichtserfahrung des 20. Jahrhunderts unbestritten. Das monströse Verbrechen der Deutschen, das zur irreversiblen Zerstörung einer Weltordnung geführt hat, ist mittlerweile nicht nur im deutschen, sondern auch in einem universalen Gedächtnis fest verankert. Nach einer langen Phase der Latenz ist dieses Geschichtstrauma allmählich ins allgemeine Bewußtsein eingedrungen und dort mithilfe von materiellen Zeugnissen und symbolischen Formen gefestigt worden. Wir erleben zur Zeit, wie mit dem absehbar gewordenen Abtreten der Zeitzeugen eine massive materielle Sicherung persönlicher Zeugnisse sowie die Einrichtung von Museen und die Errichtung von

Denkmälern einhergeht. Auch die Diskussion um das Berliner Holocaust-Mahnmal und die Walser-Bubis Debatte sind charakteristische Stationen dieser dritten Phase der Formation des kulturellen Gedächtnisses, in der sich die Gesellschaft öffentlich mit der Frage auseinandersetzt, in welchen Formen sie die Erinnerung an den Holocaust annehmen, stabilisieren und an die nachfolgenden Generationen weitergeben will.

Einige deutsche Historiker gingen davon aus, daß sich mit dem Abtreten der Zeitzeugen die Bedeutung der Erinnerungen auflösen und der Diskurs der Geschichtswissenschaft an ihre Stelle treten würde. Koselleck war der Ansicht, daß die mit den Erinnerungen verbundenen Vergangenheitsbewältigungstechniken ihren politisch-existentialen Bezug verlieren und »zugunsten von wissenschaftlicher Einzelforschung und hypothesengesteuerten Analysen« verblässen werden.⁹

Wie Broszat, so geht auch Koselleck von einem geradezu naturgesetzlichen Wandlungsprozeß aus, den man in Abänderung einer bekannten Wendung von Freud auf die Formel bringen könnte: – wo es war, soll ich werden – wo Gedächtnis war, soll Geschichte werden. Für einen solchen Wandlungsprozeß gibt es derzeit jedoch wenig Anhaltspunkte. Das hängt zum einen mit dem traumatischen Charakter dieser Geschichte zusammen. Von einem allmählichen Erkalten jener heißen Zone der Geschichte ist nichts zu spüren in einer Zeit, die durch eine intensive Anstrengung der Sicherung persönlicher Erinnerungen – man denke an das Video Archive of Holocaust Testimonies – und eine Verdichtung von Akten des Gedenkens und der Errichtung von Monumenten gekennzeichnet ist. Auch die einfache Gegenüberstellung von Erinnerung und Geschichte reicht nicht mehr aus. Neben biographischer Erinnerung und allgemeiner Geschichtsschreibung tritt immer stärker ein Drittes in Erscheinung, das Jan Assmann und ich das »kulturelle Gedächtnis« genannt haben. Darunter verstehen wir eine öffentliche und identitätsbildende Form gemeinsamen Erinnerns, die sich auf mediale Träger wie Texte, Bilder, Filme und Videos, materielle Spuren wie Relikte oder Tatorte und symbolische Formen wie ritueller Kommemoration stützt. Wir erleben also keine zwangsläufige Historisierung, sondern eine enorme Vervielfältigung der Formen des Erinnerns .

In dieser Phase, in der es nicht mehr um Vergangenheitsbewältigung, sondern um Vergangenheitsbewahrung geht, treten diejenigen Institutionen in den Vordergrund, die sich mit Fragen der Sicherung, Vermittlung, Darstellung und Aktivierung von Vergangenheit befassen: Gedenkstätten, Museen, Denkmäler, Schulen und Massenmedien. Was ändert sich in dieser Phase? Wie ändert sich die Erinnerung in dieser Phase des »kulturellen Gedächtnisses«? Was bedeutet dieser Strukturwandel des Gedächtnisses vom Individuellen zum Kulturellen, vom Erlebten zum Erlernten in der dritten Phase der deutschen Erinnerungsgeschichte, die wir gegenwärtig erleben? Zur näheren Charakterisierung dieser Phase möchte ich hier nur drei Aspekte hervorheben. Da ist zunächst:

■ Die Universalisierung der Erinnerung an den Holocaust. Seit Ende der 80er Jahre – dafür steht heute der sogenannte Historikerstreit – ist die Zentralstellung des Holocaust im 20. Jahrhundert der Menschheitsverbrechen unbestritten. Am 27. Januar dieses Jahres trafen sich in Stockholm politische Vertreter und Fachleute aus mehr als 40 Ländern, um darüber zu beraten, wie die Erinnerung an den Holocaust übernational bewahrt und wachgehalten werden kann. Auf der Konferenz ging es u. a. um die Koordinierung des Geschichtsbildes, das in Schulbüchern vermittelt werden soll. Mit dieser

Universalisierung des Holocaust besteht die Gefahr einer allgemeinverbindlichen Fassung der Geschichte, die die historisch spezifischen Perspektiven und Erfahrungen ausblendet.

■ Verbunden mit der Internationalisierung gibt es auch eine Nationalisierung des Gedächtnisses. Die Einführung des 27. Januar als Gedenktag, der Beschluss des Bundestags, in Berlin ein zentrales Holocaust-Denkmal zu bauen und die Erhebung der Gedenkstätten zu einer politischen Verantwortung sind Marksteine auf dem Weg der Nationalisierung des Gedächtnisses. Durch Institutionalisierung in Denkmälern, Gedenkstätten und Jahrestagen wird die Erinnerung nationalisiert und ritualisiert. Als eine politische Aufgabe des Staates und der von ihm eingesetzten Beamten ist sie allerdings in Gefahr, sich von den Individuen abzulösen, die sich durch Delegieren der Erinnerung an staatliche Institutionen entlastet fühlen können. Es besteht die Gefahr, daß sich das Grundproblem, von dem eingangs die Rede war, und das in der ersten Phase der deutschen Erinnerungsgeschichte aktuell war, nämlich »offizielles Gedächtnis ohne individuelle und soziale Erinnerung« unter veränderten Bedingungen wiederherstellen könnte.

■ Die Mediatisierung des Gedächtnisses. An die Stelle der aussterbenden biographischen Erinnerungen tritt immer mehr das nachträglich erworbene Wissen. Mit dem Verschwinden biographischer Erinnerungen wird sich auch die Diskrepanz zwischen lebendiger Erfahrung und nachträglichem Wissen auflösen, mit der sich Zeitzeugen wie Koselleck und Walser noch auseinandersetzen mußten. Damit ergibt sich allerdings ein neues Problem: das abstrakte, auf erlerntem Wissen beruhende Gedächtnis bedarf neuer, sekundärer Formen von Erfahrung und sinnlicher Anschauung, um emotional durchdrungen und persönlich angeeignet zu werden. Es könnte deshalb sein, daß in der Zukunft das Gleichgewicht zwischen Wissen und Erfahrung ebenso prekär sein wird, wie es, mit veränderten Vorzeichen, in der Vergangenheit gewesen ist. Nachdem sich mit dem Aussterben der Zeitzeugen der Widerstand des Vergessens, Verdrängens und Verleugnens des Holocaust auflöst, entstehen neue Probleme der Entwirklichung der Erinnerung. Die Erinnerung an den Holocaust ist – abgesehen von minimalen und marginalen Gruppen – nicht mehr umstritten, dafür aber möglicherweise einer zunehmenden Trivialisierung und Verflachung ausgesetzt. Durch Kommerzialisierung in massenmedialen Angeboten wird die Erinnerung auf eine wohlfeile Identifizierung mit den Opfern verkürzt, was eine Auseinandersetzung mit der eigenen Situation und Position in der Geschichte ausschließt. Durch die Aktivitäten von Spielberg und das Holocaust-Museum in Washington wird die Perspektive der amerikanischen Juden nach Deutschland importiert, was leicht zu einer Normierung der Erinnerung führen kann, die universal geteilt wird, aber keine Rückbindung an eigene Geschichtserfahrung in deutschen Familien und an deutschen Orten mehr zuläßt.

Gewiss, nach dem bevorstehenden Abtreten der Überlebenden und Zeitzeugen brauchen wir eine neue Fundierung der Erinnerung an die NS-Zeit und der mit ihr verbundenen Menschheitsverbrechen. Wir brauchen die Historiker, die uns diese Vergangenheit *rekonstruieren*, und wir brauchen die Künstlerinnen und Künstler, die sie uns *re-konkretisieren*. Das kulturelle Gedächtnis an den Holocaust muß auf der Basis von Universalisierung, Nationalisierung und Mediatisierung neu gegründet werden. Damit ist aber noch keineswegs gesichert, daß dieses Gedächtnis auch Gegenstand historischer Erfahrung, gesellschaftlicher Auseinandersetzung und persönlicher Aneig-

nung bleibt. Vor allem bedarf es einer Rückbindung an konkrete Lebensgeschichten und authentische Orte, um diese Erinnerung vor Verallgemeinerung, Delegation an Spezialisten und fortschreitender Entwirklichung zu bewahren. Eine wichtige Möglichkeit zur Gegensteuerung sehe ich in der Stärkung der authentischen Orte, an denen die Erinnerung an die NS-Verbrechen in die Nachbarschaft alltäglichen Lebens und in die Bezüge persönlicher Lebensgeschichten eingegliedert ist. Parallel zur Mediatisierung und Monumentalisierung geht es darum, konkrete Erinnerungsorte in der weitverzweigten Topographie deutschen Terrors zu markieren und in die Landkarte unserer Geschichtserinnerung einzutragen. Denn um die Erinnerung lebendig zu erhalten, brauchen wir solche Orte, die uns – um mit Ruth Klüger zu sprechen – auf »das Körnige, das Sandige des wirklich Erlebten« zurückverweisen, anstatt es »bis zur Widerstandslosigkeit in der Nacherzählung« auszufiltern.¹⁰

Prof. Dr. Aleida Assmann ist Anglistin an der Universität Konstanz. Sie hat – häufig in Zusammenarbeit mit Ihrem Mann Prof. Dr. Jan Assmann – durch verschiedene Veröffentlichungen und Diskussionsbeiträge Wesentliches zum Verständnis der Auseinandersetzung mit Geschichte und zur Begriffsklärung beigetragen.

- 1 Primo Levi, Ist das ein Mensch? Ein autobiographischer Bericht, München 1991, 9. Aufl. 2000, 205–206.
- 2 Reinhart Koselleck, »Glühende Lava, zur Erinnerung geronnen«, in: FAZ vom 6. Mai 1995.
- 3 Aleida Assmann, Ute Frevert, Geschichtsvergessenheit, Geschichtsversessenheit, Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart 1999.
- 4 Saul K. Padover, Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45, Frankfurt a. M. 1999; Originalausgabe: The Experiment in Germany. The Story of an American Intelligence Officer, New York 1946.
- 5 Sigmund Freud, »Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten«, in: Gesammelte Werke, Bd. 10, hg. v. Anna Freud et al., Frankfurt a. M. 1969, 126–136; hier: 128.
- 6 David L. Schacter, »The Seven Sins of Memory, Insights from Psychology and Cognitive Neuroscience«, in: American Psychologist, March 1999, vol. 54, No. 3, 182–203; hier: 186.
- 7 Martin Walser, Reden über Deutschland, Frankfurt a. M. 1989, 76–78.
- 8 Martin Walser, Ein springender Brunnen, Frankfurt a. M. 1998, 282.
- 9 Reinhart Koselleck, Nachwort zu: Charlotte Beradt, Das Dritte Reich des Traums, Frankfurt a. M. 1994, 117.
- 10 Ruth Klüger, weiter leben. Eine Jugend, Göttingen 1992, 32.

Anmerkungen

»Marion-Samuel-Preis« für Gerhard Hoch

Volkhard Knigge

*Überarbeitete Fassung
der am 3. April 2000
anlässlich der
Preisverleihung
im Berliner
Abgeordnetenhaus
gehaltenen Rede*

Die »Stiftung Erinnerung« ehrt heute unter der Schirmherrschaft der Vereinigung »Gegen Vergessen – Für Demokratie« Gerhard Hoch mit dem Marion-Samuel-Preis. Sie ehrt diesen tatkräftigen, akribischen, unbestechlichen Erforscher und Vermittler nationalsozialistischer Unrechtsgeschichte – wie sie mit dem ländlichen Schleswig-Holstein, insbesondere dem Dorf Alveslohe, seiner ureigensten Heimat, verbunden ist – zu einem Zeitpunkt, da das Gedächtnis an die nationalsozialistischen Verbrechen und die ihnen zum Opfer Gefallenen in zuvor in der Bundesrepublik nie gekannter Weise institutionalisiert und als nationale Aufgabe etabliert wird. Die Erklärung des 27. Januar zum offiziellen Gedenktag in Erinnerung an die Befreiung der Konzentrations- und Vernichtungslager und der diesem weitverzweigten, engmaschigen Lagersystem zum Opfer gefallenen Menschen, der Beschluss des Bundestages, in Berlin ein Mahnmal in Erinnerung an die Ermordung der europäischen Juden zu errichten, die erstmalige Erwähnung der Notwendigkeit von Förderung der Gedenkstättenarbeit im Koalitionsvertrag einer deutschen Bundesregierung und – nicht zuletzt – die nicht nur vorliegende, sondern in diesem Jahr auch erstmals finanziell wirksam werdende Gedenkstättenkonzeption des Bundes stehen hierfür. Es scheint, als ehrte die »Stiftung Erinnerung« Gerhard Hoch zu einem Zeitpunkt, an dem sich vollendet, wofür er immer eingetreten ist. Nämlich dafür, mit der nationalsozialistischen deutschen Vergangenheit so umzugehen, dass wie in Absetzung von dieser als von einem negativen Horizont menschlicher und gesellschaftlicher Möglichkeiten sich humane, Bürger- und Menschenrechten in lebendiger Weise zutiefst verpflichtete Demokratie immer wieder neu entwürfe und festige im Bewusstsein jeder Einzelnen und jedes Einzelnen.

Ganz gewiss und ganz ohne jeden Zweifel erleben wir zur Zeit – und sind daran beteiligt – den historisch bisher einmaligen Versuch eines Staates, negatives Gedächtnis, d. h. Gedächtnis an begangene – nicht an erlittene – Verbrechen, dauerhaft als nationale Aufgabe zu verstehen und die zur Erfüllung dieser Aufgabe benötigten Voraussetzungen verlässlich zu schaffen. Ganz gewiss und ganz ohne Zweifel betritt die Bundesrepublik mit diesem Versuch historisch gesehen Neuland und setzt unübersehbare Zeichen. Ganz gewiss und ganz ohne Zweifel hat sich in der Bundesrepublik eine Gedächtniskultur etabliert, in der das Verleugnen oder Verharmlosen der NS-Verbrechen auf deutlichen, sogar scharfen Widerspruch trifft, d. h. die wahrhaftige Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit nachhaltig an Terrain gewonnen hat. Und, so könnte man meinen, die heutige Preisverleihung an Gerhard Hoch stehe für die Würdigung eines Veteranen der Erinnerungsarbeit, mit dessen Ehrung – sage man – die Vorphase heutiger Gedächtniskultur, das Einfordern der Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen gegen zahllose Widerstände nämlich, ihr endgültiges Ende fände. Wäre dem so, dann ehrten wir heute Gerhard Hoch als einen Ruheständler, der seine Schlachten geschlagen hat und der nun in Muße ruhige Rückschau halten könnte; nicht zuletzt dank seines eigenen Engagements Rückschau halten könnte auf eine abgeschlossene Epoche verzerrter oder verweigerter Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit.

Nun würde sich aber Gerhard Hoch gewiss weder als Veteran noch als Ruheständler begreifen. Und wir können, bei allem Lob hinsichtlich der unübersehbaren Fortschritte der Gedächtniskultur gerade in den vergangenen zehn Jahren in Deutschland, auch nicht das Schiefe übersehen, das mit der Institutionalisierung und Nationalisierung des negativen Gedächtnisses, wie es sich uns heute darstellt, verbunden ist. Die Errichtung des Holocaust-Denkmal ist nicht zuletzt der Preis, den der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl für die Gestaltung der Neuen Wache im Sinne der geschichtsnivellierenden, Täter und Opfer vermischenden oder verundeutlichenden Denkmale westdeutscher Tradition bezahlen musste. Ich werde nie vergessen, wie mir Ignatz Bubis in der Silvesternacht 1995 im Sheraton-Hotel Tel Aviv die Geschichte der politischen Verknüpfung von »Neuer Wache« und »Holocaust-Denkmal« erzählt hat. Daß sich der Bund erstmals am Unterhalt einer deutschen KZ-Gedenkstätte beteiligte, ist der letzten d. h. ersten demokratisch gewählten Regierung der DDR zu danken. Sie setzte die Gedenkstätte Buchenwald als Kultureinrichtung von gesamtnationaler Bedeutung auf die Tagesordnung der Wiedervereinungsverhandlungen. Dass es ein Gedenkstättenkonzept des Bundes gibt, verdankt sich in erster Linie jenem hellsichtigen, geschichtsbewussten Teil der »Enquetekommission zur Aufarbeitung des SED-Unrechts im Prozess der deutschen Einheit«, der den Auftrag dieser Kommission faktisch ausweitete, weil er nicht übersehen und übergehen wollte, dass in Buchenwald und Sachsenhausen nicht nur sowjetische Speziallager bestanden hatten, sondern zuvor nationalsozialistische KZ. Siegfried Vergin sei als tatkräftiger Inspirator und Verfechter dieser Ausweitung an dieser Stelle mit Dankbarkeit erwähnt.

Aber deutlich gesagt, ich erwähne diese schiefen Anfänge nicht, um das Erreichte herabzumindern, sondern ich erwähne es, um uns nachdrücklich daran zu erinnern, wie sehr wir Menschen wie Gerhard Hoch bedürfen und weiterhin bedürfen werden, damit aus schiefen Anfängen immer Geraderes werde und damit die Institutionalisierung des negativen Gedächtnisses nicht zugleich zu seiner menschlichen Auskühlung und zu seiner Auslagerung aus der Gesellschaft in nunmehr geschaffene Spezialeinrichtungen führt. Wir ehren Gerhard Hoch heute, so meine ich, auch und nicht zuletzt deshalb, weil uns an seiner Biographie und an seinem über Jahrzehnte gezeigten Engagement deutlich wird, was wir verlieren würden, wenn es zu oben angedeuteter Auskühlung und Auslagerung käme. Und – auch das muß gesagt werden, die Widerstände, auf die Gerhard Hoch immer wieder gestoßen ist, wenn er die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit anregen wollte, sind längst nicht alle – denken sie z. B. an die Walser-Bubis-Debatte – überwunden. Um ihn zu zitieren: »Man kehrt den Dreck raus und wird noch beschuldigt, ihn reinzukehren. Das ist doch ganz unstimmig.«

Gerhard Hoch ist am 21. März 1923 in Alveslohe im Kreis Segeberg in Schleswig-Holstein geboren worden. Er hat nie, und bereits das unterscheidet ihn von vielen, sehr vielen Deutschen seiner Generation, verheimlicht, dass er aus einem Milieu – bis in die Familie hinein – stammt, das sich bereits vor 1933 mehrheitlich und überzeugt zum Nationalsozialismus bekannte. Sein Vater gehörte bereits seit 1930 der NSDAP und der SA an. Sein Elternhaus war ein Brennpunkt der nationalsozialistischen Bewegung in der Region. Kurz, Gerhard Hoch ist in seinen jungen Jahren, in seiner Zeit als Hitlerjugendführer, als Student an einer Lehrerausbildungsanstalt und schließlich als Soldat in der Sowjetunion und am Niederrhein ein überzeugter, wenn nicht glühender Nationalsozialist gewesen. Er verschweigt auch nicht, dass er sich dieser im familiären und

Die »Stiftung Erinnerung« wurde 1996 von Walther Seinsch, Lindau, ins Leben gerufen. Sie fördert Institutionen und Personen, die sich auf besonders wirkungsvolle Weise gegen das Vergessen, Verdrängen und Relativieren der von Deutschen in der Zeit des Nationalsozialismus begangenen Verbrechen wenden und/oder die wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Zeit voranbringen. Außerdem verleiht die »Stiftung Erinnerung« seit 1999 den »Marion-Samuel-Preis« an Personen, die das Anliegen der Stiftung publizistisch gefördert haben.

Marion Samuel wurde am 27. Juli 1931 in Arnswalde (Brandenburg) geboren. Bekannt ist von ihr nur ihre letzte Adresse von 1939: Rhinower Str. 11, im Bezirk Prenzlauer Berg in Berlin. Marion Samuel wurde mit dem 33. Transport aus Berlin am 3. März 1943 nach Auschwitz deportiert und gilt als verschollen. Die Stiftung möchte an Marion Samuel und an die Menschen erinnern, die ihr Schicksal teilten.

Kern der Gedenkstätte
Neuengamme:
die Latrinengrube mit
den Fundamenten der
Waschbaracke des
Lagers. Ausgrabung
von 1999.
Foto: KZ-Gedenkstätte
Neuengamme



Modell des
KZ Kaitenkirchen.
Foto: KZ-Gedenkstätte
Neuengamme



Abschlußklasse der
Albert-Schweizer-
Schule (Förderstufe) in
Barmstedt beim
Arbeitseinsatz in der
Gedenkstätte im
Sommer 2000.
Vor der Tafel:
Gerhard Hoch.
Foto: Gerhard Hoch



heimatlichen Umfeld wie natürlich einsozialisierten Mentalität und Überzeugungen nicht plötzlich und abrupt, sondern nur nach und nach, schrittweise und unter großen Anstrengungen entledigen konnte. Als wir vor kurzem im Blick auf den heutigen Tag telefonierten, sprach er ganz schlicht und ohne jedes Pathos von »innerlicher Reinigung«, innerlicher Reinigung, die in britischer Kriegsgefangenschaft ihren Anfang nahm und sich schließlich, am Ende der sechziger Jahre, und nun auch angestoßen durch die Ostermarschbewegung oder den Protest gegen die Notstandsgesetze, im Engagement zur Aufdeckung der nationalsozialistischen Vergangenheit Alveslohes und seiner Umgebung konkretisierte. Ab 1975 beginnt er, insbesondere die Geschichte des Neuengammer KZ-Außenlagers Kaltenkirchen zu erforschen sowie die Geschichte zweier Todesmärsche, die 1945 von dem SS-Lagerführer Max Schmitt von Fürstengrube, einem Nebenlager von Auschwitz, und vom KZ-Außenkommando »Klosterwerke« in Blankenburg im Harz in Schmitts Heimat, in Hochs Heimat geführt wurden. Die Existenz des Außenlagers im Ortsteil Springhirsch wie das Ende der Todesmärsche in Sarau sind für Gerhard Hoch unabweisliche Zeichen dafür, dass das Beschweigen der NS-Vergangenheit in seiner Heimat auf willentlicher Ausblendung von Unrecht und zugefügtem Leid beruht, Unrecht und menschlichem Leid, von dem jeder in dieser Gegend mehr oder weniger gewusst haben musste. Und es war ihm klar, dass das, was für Alveslohe, Ahrenböck oder Sarau galt, so oder so ähnlich für jede Region Deutschlands gelten musste. Das Konzentrationslagersystem hatte mit seinen Außenlagern das gesamte deutsche Reich engmaschig überzogen.

Es ist unter Historikern heute weitgehend Konsens, dass das anfänglich beinahe durchgängige Beschweigen (Hermann Lübbe) der NS-Vergangenheit und die mit ihm verbundene weitgehende Integration der NS-Funktionsebenen, später auch von großen Teilen der militärischen Eliten des nationalsozialistischen Deutschland für die formale Etablierung der Demokratie in der Bundesrepublik, für die formale Transformation der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft in die Bevölkerung eines demokratischen Landes kaum zu umgehen war – das Volk der Zustimmungsdictatur ließ sich weder gegen ein anderes austauschen noch ließen sich alle Deutsche erschießen, wie Eugen Kogon im Blick auf die Massenverankerung des Nationalsozialismus bald nach Kriegsende ebenso klarsichtig wie bitter bemerkt hat. Es kann aber auch keinen Zweifel daran geben, dass Beschweigen und Integration über das strategisch notwendige Maß bei weitem hinausgegangen sind, die dem Nationalsozialismus zum Opfer gefallen Menschen neuerlich marginalisiert und verletzt wurden und dass sich die substantielle Etablierung der Demokratie in der Bundesrepublik ganz wesentlich auch und gerade der offenen und öffentlichen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und der damit verbundenen Anteilnahme für die Verfolgten des NS-Regimes verdankt. Gerhard Hoch heute zu ehren, heißt einen Menschen ehren, der einen großen, weit überdurchschnittlichen Beitrag dazu geleistet hat, dass aus formaler Demokratieakzeptanz zunehmend substantielle geworden ist; und es heißt, in Erinnerung behalten, dass die Geschichte der Demokratisierung der Bundesrepublik erst dann vollständig geschrieben worden sein wird, wenn auch die Perspektive der NS-Opfer in sie eingegangen ist. Was sich als Erfolgsgeschichte von Beschweigen und Integration liest, wird sich dann über weite Strecken auch als Geschichte der Ausgrenzung, des Übersehens, des Verschweigens und weitgehender menschlicher und politischer Kälte gegenüber den nationalsozialistisch Verfolgten lesen lassen müssen.

Es ist Deutschen wie Gerhard Hoch zu verdanken, dass Opfer des Nationalsozialismus Fürsprecher und Freunde, Anteilnahme und Unterstützung, schlicht Gehör und Würdigung gefunden haben. Man wird gerade heute daran erinnern müssen, heute, zu einem Zeitpunkt, zu dem von der außerordentlichen Bedeutung von Zeitzeugen fortwährend die Rede ist. Vergessen wir nicht, wie lange kaum einer sie hören wollte und wie unanständig man sie nicht selten, etwa als Zeugen vor Gericht z. B. im Frankfurter Auschwitz-Prozess, behandelt hat. Vergessen wir aber auch nicht, und auch das kann man von Gerhard Hoch lernen, welche Bereicherung, welche Erfahrungen an Freundschaft und Verstehen, welche Erfahrungen mit menschlicher Größe und humaner, politischer Hellsichtigkeit in der Begegnung mit den Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager liegen kann. Gerhard Hoch würde auf die verständnislos vorgetragene Frage »warum müssen sie sich denn immer wieder mit diesen Menschen und ihrer Geschichte belasten?«, antworten: weil es auch meine Geschichte ist und weil die Beschäftigung mit ihr nicht Last, sondern durch alle Anstrengungen hindurch immer auch Selbstbeschenkung ist.

Es ist an dieser Stelle zu sagen, dass Gerhard Hoch die heutige Auszeichnung bereits zu Recht erhielt, wenn sie nur dem unermüdlichen Geschichtsforscher und Autoren zahlreicher Bücher und Aufsätze verliehen würde, denn er hat unser Wissen zum Nationalsozialismus ganz erheblich erweitert – wer, der sich mit dieser Geschichte beschäftigt, wüsste nicht, wie erheblich nach wie vor gerade die Forschungsdesiderate in Bezug auf die KZ-Außenlager und gerade in Bezug auf die Todesmärsche sind. Ich möchte aber auch sagen, dass ich mich ganz besonders darüber freue, dass heute einer den »Marion-Samuel-Preis« erhält, von dem man lernen kann, dass die Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen und die Empathie für die ihnen zum Opfer gefallen Menschen nicht Last, Verewigung von Schande oder Verlust an Stolz, wenn es denn unbedingt Stolz sein muss, bedeutet, sondern Selbstbeschenkung und Zuwachs an Souveränität im besten menschlichen, im besten politischen Sinne. »Als sei es die Kenntnis von Verbrechen, die befleckt und nicht so sehr die Verbrechen selber – oder deren Verschweigen«, hat Gerhard Hoch einmal geschrieben und: »Dies ist wohl auch nicht vordringlich Sache der Justiz, sondern Sache von Bürgern, die solche zeitgeschichtliche Aufhellung als notwendigen Prozess der gesellschaftlichen Selbstreinigung betreiben. Wichtig ist ja nicht Rache und Strafe, sondern Einsicht und Sinneswandel, Bewusstseinsveränderung.« Sich negatives Gedächtnis leisten, um ganz Mensch, ganz Mitmensch, ganz Bürger im Sinne von Citoyen zu werden, dafür steht das Lebenswerk Gerhard Hochs exemplarisch. Wenn ihn, der auf viele Widerstände getroffen ist – vom bestenfalls noch unterkühlten Gruß, vom Wechseln des Bürgersteiges, von unterschwelliger Wut wegen seines Ausscherens aus dem Schweigekartell der Dorfgemeinschaft bis hin zu unbeantworteten Anfragen, vorenthaltenen Dokumenten (auch aus Kirchenarchiven), Verzögerungen, Klagedrohungen und Drohbriefen – wenn ihn, der auf so viele Widerstände getroffen ist, etwas wirklich schmerzt hat, dann sind es, glaube ich, nicht eigentlich diese Widerstände gewesen, sondern vielmehr die Verweigerung derjenigen, die sie zeigten, sich mit sich selbst und ihrer Verantwortung auseinanderzusetzen, um sich dadurch als Menschen, als Mitmenschen, als Bürger (wieder) zu gewinnen. Man lese in dieser Perspektive seine Studie »Von Auschwitz nach Holstein. Der Leidensweg der 1 200 jüdischen Häftlinge von Fürstengrube« und hier insbesondere die Passagen zu SS-Lagerführer Max Schmitt und dem Briefwechsel

mit dessen Anwälten. »Um sich wiederzugewinnen –«, dieser Satz ist bei Gerhard Hoch keine leere Floskel, in ihr spukt nichts ontologisch Wesenhaftes, wie es in der deutschen Geschichte nicht selten verhängnisvoll war, sondern er ist ganz konkret gemeint. Meint annehmen, Hitlerjunge gewesen zu sein. Meint annehmen, ohne die Niederlage des 8. Mai 1945 aller Wahrscheinlichkeit nach ein »Herrenmensch« wie der unbekehrbare Max Schmitt geworden zu sein. Meint, konkret begreifen zu wollen, warum man aller Wahrscheinlichkeit nach so geworden wäre wie dieser. Meint, aufhellen zu wollen, wie dieser – d. h. man selbst – »von seiner dörflichen Umgebung zum Hitlerjungen erzogen und zum SS-Mann vorbereitet worden war.«

Die Lebens- und Werkgeschichte Gerhard Hochs kann uns gerade heute, zu einer Zeit, in der die konkrete Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus auch in Politikerreden nicht selten in anthropologisierenden Redeweisen von dem Menschen und dem Bösen verdampft, daran erinnern, dass Erinnerung an begangene Verbrechen nur dann wirkliche Früchte für die demokratische Kultur und Verfassung der Gesellschaft trägt, wenn sie konkret ist, Orte und Personal der Verbrechen benennt bis hinunter zu all jenen Formen der Indifferenz, des Wegschauens, des Mitlaufens oder der »kleinen« scheinbar harmlosen Formen der Beihilfe, die Diktaturen erst wirklich stark machen.

Vielleicht wird die Bundesrepublik tatsächlich demnächst mit mindestens von der Politik recht breit gewollten, makellosen Institutionen des negativen Gedächtnisses ausgestattet sein. Vielleicht werden diese sogar reibungslos funktionieren. Es täte dann gut, an Menschen wie Gerhard Hoch zu denken und sich daran zu erinnern, dass das Gedächtnis der Bundesrepublik nicht immer makellos war. Nicht, um sich selbst zu beschämen, sondern um über die nationalsozialistische Vergangenheit hinaus jenen inneren Zusammenhang von Verbrechensterinnerung und substantieller Demokratisierung nicht zu vergessen. Und um nicht zu vergessen, dass sich dieser Beitrag zur Demokratisierung ganz wesentlich bürgerschaftlichem Engagement gegen einen zunächst weitgehend anamnestischen Staat, eine zunächst weitgehend anamnestische Gesellschaft verdankt.

Erkannt werden könnte dann, dass negatives Gedächtnis nichts, aber auch gar nichts mit negativem Nationalismus zu tun hat, sondern mit jener gelassenen Souveränität ohne Hochmut und Minderwertigkeitskomplex, die eben nur im Dreischritt von Erinnern, Vergegenwärtigen und Durcharbeiten zu haben ist, oder – wie Gerhard Hoch sagen würde (und gesagt hat): es in sich hineinlassen, damit ausgekehrt werden kann. Auskehren tut weh, aber es verwundet nicht, es erleichtert vielmehr die Seele und erhellt den Verstand. Die Möglichkeit der »inneren Reinigung vom Gift des Nationalsozialismus« habe er als Gunst erfahren, als Gunst, zu tiefgreifender Wandlung befähigt worden und befähigt gewesen zu sein, hat Gerhard Hoch mir am Telefon gesagt und auch »man ist kein Heros«. Aber ein Beispiel! Aber ein Beispiel möchte ich mit Ausrufezeichen hinzufügen, ein Beispiel und auch ein Beispielgeber, denn die Bezeichnung Vorbild würde Gerhard Hoch, weil er bescheiden ist und das, was er getan hat und tut, für eine menschliche Selbstverständlichkeit hält, zurückweisen. Ein Beispielgeber und doch auch ein Vorbild! Jedenfalls für mich und viele meiner Generation, die wir mehr oder minder im Schweigen aufwuchsen und für das dahinter und darin geahnte und gespürte Schlimme nach Worten und nach Ausdruck suchten und dann – Menschen wie ihn in Deutschland fanden.

*Dr. Volkhard Knigge
ist Direktor der Stiftung
Gedenkstätten
Buchenwald und
Mittelbau-Dora sowie
der Gedenkstätte
Buchenwald und
erhält eine Professur
für Geschichte und
Öffentlichkeit im
Fachbereich Geschichte
an der Friedrich-Schiller
Universität Jena.*

Die Dokumentationsstätte »Gefangenenhaus Ostertorwache« in Bremen

Martin Engelking

Die Dokumentationsstätte »Gefangenenhaus Ostertorwache«

Die Dokumentationsstätte befindet sich seit ihrer Eröffnung im Oktober 1999 in einem Zellentrakt des ehemaligen Gefangenenhauses am Ostertor in Bremen. In den Räumlichkeiten, deren ursprünglicher Zustand erhalten wurde, erinnert eine Ausstellung mit Installationen an die Anfänge und die Geschichte des modernen Strafvollzugs in Bremen. Im selben Haus befindet sich auch die Wilhelm Wagenfeld Stiftung, die Ausstellungen zur Geschichte des Industriedesigns zeigt.

In dem Gefangenenhaus Ostertorwache waren fast 170 Jahre lang Menschen aus unterschiedlichen Gründen inhaftiert: Menschen, die Straftaten begangen hatten, die gegen die öffentliche Ordnung verstießen, aber auch politische Gegner und ideologisch Verfolgte des Nationalsozialismus. Die Einträge in den Häftlingslisten sprechen von »Mördern«, »Prostituierten«, »Trunkenbolden«, »Volksschädlingen« oder »Wehrkraftzer-setzern«. Seit Beginn der 1970er Jahre bis Anfang 1996 diente das Gefangenenhaus als Abschiebegefängnis für abgelehnte Asylbewerber und stand wegen der katastrophalen Haftbedingungen jahrelang in der öffentlichen Kritik.

Schwerpunkte der Dokumentation, die von dem Staatsarchiv Bremen in Zusammenarbeit mit den Vereinen »Gedenkstätte Ostertorwache e.V.« und »Erinnern für die Zukunft e.V.« konzipiert wurde und betreut wird, sind die Nutzung des Gebäudes als Gefängnis der Gestapo während des »Dritten Reiches« sowie als Abschiebehaft von den Anfängen der 1970er Jahre bis Januar 1996.

Die Geschichte der Ostertorwache

Das »Detentionshaus« Ostertorwache wurde im Jahr 1828 als erstes Bremer Untersuchungs- und als Strafgefängnis eröffnet. Bis dahin wurden die Bremer Gefangenen in den unterschiedlichen Türmen der Festungsanlage inhaftiert. Gegenüber diesen fensterlosen und niedrigen Kerkern war der Bau des Gefangenenhauses Ostertorwache ein großer Fortschritt. Zeitgenossen – wie der Bremer Arzt Heineken im Jahr 1836 – lobten den Bau und die Ausstattung des Gefangenenhauses als »den schönsten Beweis der Humanität Bremens«. Im Inneren des Hauses existierten Zellen von unterschiedlicher Größe und Qualität für über hundert Gefangene. Die Gruppenzellen für Bettler und Vagabunden befanden sich im Keller, im Erdgeschoss die Zellen für eine oder zwei Personen. »Ein größeres Gefangenenzimmer, mit freundlicher Aussicht«, so Heineken in seinem Bericht, diente zur Aufnahme der Gefangenen aus den höheren Ständen.

Äußerlich verriet das Gebäude nichts über seine Nutzung. Klassizistische Säulen und der Giebel verschleierten die Tatsache, dass in seinem Inneren Menschen gefangen gehalten wurden. Dies lag nicht zuletzt an der Lage des Hauses mitten in den ehemali-



*Das Gebäude der Dokumentationsstätte, heute »Wilhelm Wagenfeld Haus«
Foto: Lutz-Michael Linke (Staatsarchiv Bremen)*

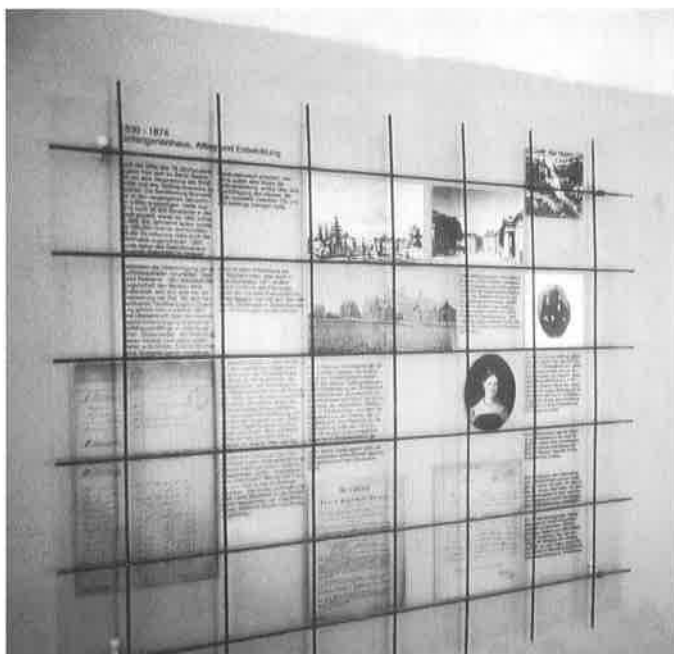
gen Wallanlagen, die man seit 1802 als Park nutzte. Darüber hinaus wohnten die reichen Bremer Bürger in ihren herrschaftlichen Häusern in unmittelbarer Nachbarschaft auf der anderen Seite des Wallgrabens.

Das Gefangenengehäuse war schon bald nach seiner Eröffnung häufig überbelegt. Dies lag aber nicht an einem Anstieg der Kriminalitätsrate, sondern hing vielmehr mit dem Anwachsen der Bremer Bevölkerung zusammen.

Im Jahr 1855 wurde das bestehende Gebäude um einen Anbau erweitert. Das Gefängnis konnte nun bis zu 170 Personen aufnehmen. Trotzdem kam es häufig zu Überfüllungen in den Zellen und zu Beschwerden über die schlechten hygienischen Bedingungen. Bis in das Jahr 1922 stand den zeitweilig mehr als zweihundert Gefangenen ein einziger Baderaum im Keller zur Verfügung. Das Stroh in den Matratzen war oft faulig und wie die Kleidung voller Ungeziefer, die Zellenwände schimmelten und waren feucht, kranke und gesunde Gefangene mussten sich eine Zelle oder gar ein Bett teilen.

Die »Kundschaft« des Gefangenengehauses bestand bis in die Weimarer Republik hinein u. a. aus Kriminellen, Prostituierten und Betrunknen, die ausgenüchtert wurden. Aber auch Bremer Schüler waren hier inhaftiert, wenn sie der Schulpflicht nicht nachkamen. Die politischen Auseinandersetzungen der Weimarer Republik, die auch in Bremen zum Teil gewaltsam auf der Straße ausgetragen wurden, erweiterten dieses Spektrum um den »politischen Gefangenen«. Zumeist handelte es sich dabei um Kommunisten oder Sozialdemokraten.

Unmittelbar nach der Übernahme der Macht in Bremen durch die Nationalsozialisten am 6. März 1933 wurden die ersten politischen Gegner des Regimes verfolgt und inhaftiert. Das Gefangenengehäuse war für viele dieser Gefangenen die erste Station auf ihrem Leidensweg, der sie über Verhöre und Misshandlungen ins Zuchthaus und ins Konzentrationslager führen konnte. Mit 228 Gefangenen war die Ostertorwache bereits Ende März 1933 vollkommen überbelegt; das Haus war für höchstens 178 Personen ausge-



Informationstafeln
zur Geschichte des
Gefängnisses

Blick in den
Zellentrakt

Fotos: Lutz-Michael
Linke (Staatsarchiv
Bremen)



legt. Die SA und die »Hilfspolizei« richteten daraufhin in den Hallen eines ehemaligen Bremer Auswandererbüros ein »wildes« KZ ein, in dem sie nun ihre Gefangenen festhielten und quälten. Die Ostertorwache blieb während der nationalsozialistischen Herrschaft weiterhin ein »normales« Polizeigefängnis, sie war aber auch das Polizeigefängnis der Gestapo, deren Dienststelle in Bremen nur wenige hundert Meter von dem Gefangenenhaus entfernt war. Die Gestapo ging in dem Haus frei ein und aus, obwohl das Gebäude institutionell der Bremer Justizverwaltung unterstellt blieb. Im Keller des Gebäudes hatte die Gestapo sogar ein eigenes Vernehmungszimmer, in dem Gefangene verhört und misshandelt wurden. Durch Verbote und Sanktionen – wie Arbeitsverbot oder Kontaktsperre – griff sie direkt in den Alltag der Gefangenen ein. Das »ordentliche« Aufsichtspersonal setzte diese Strafen durch und überwachte deren Einhaltung.

Vor allem Kommunisten und Sozialdemokraten gehörten in den Anfängen der nationalsozialistischen Herrschaft zu den von der Gestapo Inhaftierten, im späteren Verlauf des »Dritten Reiches« waren es auch jüdische Deutsche, »Bibelforscher« und andere Verfolgte. Während des Krieges saßen vor allem Zwangsarbeiter ein, die der »Arbeitsverweigerung« beschuldigt wurden. Bekannt ist hier vor allem der Fall des 16-jährigen polnischen Jugendlichen Walerjan Wrobel, der aus Heimweh eine Scheune in der Nähe Bremens anzündete, daraufhin im Gefangenenhaus am Ostertor inhaftiert war und von einem Bremer Gericht zum Tode verurteilt wurde.

Nach Kriegsende entließ die amerikanische Besatzungsverwaltung die verbliebenen und überlebenden Inhaftierten. Doch die Zellen füllten sich schon bald wieder. Zunächst waren es Personen, die auf dem Schwarzmarkt verhaftet wurden oder die die Vorschriften über die Ausgangssperre übertreten hatten. Später – in den 1950er Jahren – waren in der Ostertorwache Transportgefangene untergebracht und das Haus wurde wieder als Polizeigefängnis genutzt. Mit der Inhaftierung von 19 marokkanischen Gastarbeitern, die sich illegal in der Bundesrepublik aufhielten, begann im Jahr 1972 das letzte Kapitel in der Nutzung des Gebäudes als Gefängnis – der als Abschiebegefängnis für illegale Ausländer und abgelehnte Asylbewerber. Das Haus war allerdings für den Aufenthalt von Abschiebegefangenen nicht vorbereitet. Konzipiert waren die Einzelzellen für »Eintagsgäste«, die in der Regel nur wenige Stunden festgehalten wurden. Jetzt mussten sich die Abschiebegefangenen aber häufig mehrere Monate ihre Zelle teilweise mit anderen Leidensgenossen teilen. Die Toiletten waren lediglich durch ein Bettlaken von dem Raum getrennt, das Tageslicht fiel durch Glasbausteine in das Zelleninnere. Aggressives Verhalten und Selbsttötungsversuche waren die Folge dieser katastrophalen Lebensbedingungen.

An dem Gebäude und dessen Nutzung entzündete sich in Bremen in der Folgezeit immer wieder eine lebhafte und leidenschaftliche Auseinandersetzung über die deutsche Asylpolitik. Im Jahr 1995 beschloss der Bremer Innensenator, den Betrieb des Hauses als Gefängnisses im Folgejahr auslaufen zu lassen, das Ende kam aber unerwartet bereits am 26.1.1996. Aus Verzweiflung legte ein Abschiebehäftling an diesem Tag in seiner Zelle Feuer. Ein großer Teil des Dachstuhls brannte aus und alle Gefangenen mussten sofort verlegt werden.

Nachdem das Haus umfangreich renoviert und baulich verändert wurde, zog im März 1998 die Wilhelm Wagenfeld Stiftung in das ehemalige Gefangenenhaus am Ostertor ein. Nur die Graffiti an den Wänden und Aufkleber an den Türen erinnern in dem Zellentrakt der Dokumentationsstätte an die Zeit als Abschiebegefängnis.

Konzept und Aufbau der Ausstellung

Die Ausstellung befindet sich im Ostflügel des ehemaligen Gefangenenhauses. Die Zellen und der Flur konnten weitgehend in dem Zustand erhalten werden, in dem sie sich im Januar 1996 befanden. Allein die Enge des Flurs und sein Anstrich, die schweren eisenbeschlagenen Eichentüren, die kleinen Zellenräume und der Geruch darin vermitteln eindringlich, unter welchen Bedingungen Menschen eingesperrt waren und was sie hier erdulden mussten.

Auf dem Flur stellt eine ausführliche Bild- und Textdokumentation die Geschichte des modernen Strafvollzugs in Bremen und des Gefangenenhauses Ostertor dar. Die wesentlichen Inhalte finden sich in dem vorangegangenen Text wieder.

Die verschiedenen Aspekte des Gefangenseins vermitteln mehrere Rekonstruktionen und Installationen in den ungefähr acht Quadratmeter großen Zellen. Der Nachbau einer idealtypischen Einzelzelle aus zum Teil authentischem Mobiliar wie einer Pritsche, einem Tisch und einem kleinen Schrank stellt in der ersten Zelle dar, wie eine Zelle um die Wende zum 20. Jahrhundert ausgestattet sein sollte. Einzig eine Sichtblende vor dem Fenster, durch die mit Hilfe einer Lampe ein Auszug aus einer Gefangenensordnung auf das Kopfkissen projiziert wird, stört diese »Papillon«-Idylle: »Es hat der Gefangene dem Gefangenenwärter, als ihm zunächst Vorgesetzten, Gehorsam zu leisten [...]«. Die Belegung einer solchen Zelle mit nur einer Person blieb in der Realität des Gefangenenhauses allerdings die Ausnahme. Die Überfüllung, wie sie die Installation in der zweiten Zelle zeigt, war dagegen die Regel.

Hier stehen die Umrisse von vier Männern dem Besucher gegenüber. Sie sind aus Holz ausgesägt und schwarz gestrichen. Man wagt es kaum, sich in den Raum zu begeben, weil die Schattenrisse aus dem gleichen Material fast den gesamten Boden der Zelle ausfüllen. Während der heutige Besucher zurücktreten und weitergehen kann, mussten die Häftlinge der Vergangenheit hingegen einen solchen Raum betreten und die Zelle mit den anderen teilen. Zwei Tafeln an den Seitenwänden informieren über die unterschiedlichen Beschuldigungen und Anklagen gegenüber den Insassen aus der Geschichte des Hauses.

Die eingeschränkte Kommunikation der Gefangenen im Detentionshaus untereinander und zu ihrer Umwelt beleuchtet die Ausstellung in der dritten Zelle mit dem Titel »Von innen heraus«. Die Verständigung mit anderen Häftlingen erschwerten die Sichtblenden vor den Zellenfenstern, den Kontakt zur Außenwelt durch Brief und Besuch regelten die strengen Vorschriften und Auflagen der Gefängnisordnung.

Diese konnten zur Bestrafung der Gefangenen weiter eingeschränkt werden. An den Wänden dieser Zelle sind die Briefe und Berichte von sechs Inhaftierten über die Lebensbedingungen in dem Gefangenenhaus sowie ihre Kurzbiographien mit Bildern zu sehen.

In der ehemaligen Dunkelhaftzelle befindet sich die vierte Installation mit dem Titel »Willkür«. Hier wurden Gefangene, die gegen die Gefängnisordnung verstießen, weggeschlossen. In dem Raum befindet sich als einziger Gegenstand eine Holzpritsche, an der die Gefangenen mit Lederriemen gefesselt werden konnten. Über ihr sind die Fotos von politischen Gefangenen aus der Zeit des Nationalsozialismus an Schnüren aufgespannt, die sich in der Dunkelheit des Raumes verlieren. Die Installation erinnert an die willkürlichen Strafen, denen die politischen und ideologischen Häftlinge

während des Nationalsozialismus ausgesetzt waren. Viele dieser Gefangenen kannten weder den Grund noch die Dauer ihrer Inhaftierung. Verhöre durch die Gestapo, zu denen psychische und physische Misshandlungen gehörten, konnten jederzeit stattfinden.

»Ungewissheit« ist der Titel der letzten Zelle, in der sich zwei baugleiche Drahtfiguren gegenüberstehen. Sie symbolisieren die Personengruppen, die sich hier während der Zeit des Gefangenenhauses als Abschiebehaft gegenüber standen: behängt mit einer Polizeiuniform, einer Polizeimütze und einem Schlüsselbund der Vollzugsbeamte; ein Batikhemd und Sandalen, ein Stück Seife, ein Handtuch und der dritte Teil eines Plastiknapfes stehen für den Abschiebehäftling. Das letzte Objekt erinnert an die skandalöse Tatsache, dass zeitweise drei Gefangene in einem solchen Napf ihre Mahlzeiten erhielten und daraus gemeinsam essen mussten. Die Installation will auf die Zwangssituation hinweisen, in der sich beide befanden. Häftling wie auch Beamter mussten in diesen Räumlichkeiten – zumindest stunden- oder tageweise – zusammenleben und miteinander auskommen. Neben der menschlichen Problematik wird aber auch auf die Verfolgungssituation der abgelehnten Asylbewerber in ihren Herkunftsländern hingewiesen.

Kontakte, Öffnungszeiten und Angebote

Die Dokumentationsstätte ist bislang regelmäßig jeden ersten Samstag im Monat von 10 Uhr bis 16 Uhr geöffnet. Trotz dieser eingeschränkten Öffnungszeiten herrscht ein großes Besucherinteresse an der Ausstellung und deren Themen. Besonders stark ist das Interesse von Zeitzeugen aus der Zeit des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit sowie von Bremerinnen und Bremern, die sich für Abschiebehäftlinge und gegen die Haftbedingungen eingesetzt haben. Für interessierte Gruppen besteht die Möglichkeit, nach Absprache mit dem Archivpädagogen des Staatsarchivs Bremen Dr. Günther Rohdenburg die Ausstellung zu besuchen. Dies ist unter folgender Adresse und Telefonnummer möglich: Staatsarchiv Bremen, Dr. Günther Rohdenburg, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, Telefon 04 21/361-44 52

Martin Engelking ist ehrenamtlicher Mitarbeiter der Dokumentationsstätte, freier Mitarbeiter in der schulgeschichtlichen Sammlung in Bremen und promoviert in Geschichte.

Ein Mahnmal für die Opfer der »Euthanasie«-Verbrechen in Pirna-Sonnenstein

ERGEBNISSE DES KÜNSTLERISCHEN WETTBEWERBS

Stefanie Endlich

Im Juni 2000 wurde auf dem Schloßberg Sonnenstein im sächsischen Pirna südlich von Dresden eine Gedenkstätte eröffnet, die am authentischen Ort an die Opfer der nationalsozialistischen »Euthanasie«-Morde erinnert. Pirna Sonnenstein war – neben Grafeneck, Brandenburg, Hartheim, Bernburg und Hadamar – eine der sechs Tötungsanstalten im Deutschen Reich, in denen mehr als 70 000 Menschen ermordet wurden, deren Dasein von den Nationalsozialisten als »lebensunwert« angesehen wurde.

In der historischen Schloßanlage oberhalb des Renaissance- und Barockstädtchens Pirna, hoch über der Elbe, war seit 1811 eine der ersten deutschen Heil- und Pflegeanstalten für Geisteskranke untergebracht. Sie entwickelte sich zu einer international beachteten Einrichtung mit Modellcharakter und galt als wegweisend für die Psychiatrie-Reform in Deutschland. 1939 wurde die Anstalt aufgelöst. Stattdessen wurde eines der Krankengebäude in eine Tötungsanstalt umgewandelt. Zwischen Juni 1940 und August 1941 wurden hier im Rahmen der »Aktion T 4« 13 720 psychisch kranke und geistig behinderte Menschen durch Kohlenmonoxyd-Gas vergiftet. Ermordet wurden hier 1941 im Rahmen der »Aktion 14 f 13« auch mehr als tausend meist geschwächte und dadurch arbeitsunfähige jüdische, polnische und deutsche KZ-Häftlinge aus Buchenwald, Sachsenhausen und Auschwitz.

Im Sommer 1942 löste man die Mordstätte auf, baute die Gaskammer und das Krematorium ab und versuchte, die Spuren der Verbrechen zu verwischen. Nach einer kurzen Nachkriegs-Phase der Ermittlungen und Strafverfolgungen wurde das Thema »Euthanasie«-Verbrechen lange Zeit verdrängt und verschwiegen, sowohl in der offiziellen Gedenkkultur der DDR wie auch, von einigen Ausnahmen abgesehen, in der konkreten Regional- und Lokalpolitik. Erst durch Bürgerengagement in den späten achtziger Jahren und durch die Arbeit des »Kuratoriums Gedenkstätte Sonnenstein e. V.« seit 1991 wurde ein öffentliches Bewußtsein für die Notwendigkeit des Erinnerns an diesem historischen Ort geschaffen.

Die neue Gedenkstätte im Haus 14 der ehemaligen Anstalt umfaßt den historischen Keller mit der ehemaligen Gaskammer und dem Krematorium, eine Dauerausstellung im Dachgeschoß und weitere Räumlichkeiten für Erinnerungsarbeit. Sie wird seit 1999 von der Stiftung Sächsische Gedenkstätten betreut. Über die Restaurierung des authentischen Gebäudes und die Konzeption der neuen Dokumentations-Ausstellung soll in einem der folgenden Hefte des Gedenkstättenrundbriefs berichtet werden. In diesem Beitrag geht es um den vor kurzem entschiedenen künstlerischen Wettbewerb für ein Mahnmal auf dem Sonnenstein.

Standort und Wettbewerbsaufgabe

Der Beschluß, ein Mahnmal zu errichten, kam im Zusammenhang mit dem Umbau des Hauses 14 (ehemals Haus 16) zustande. Dieses Haus wird nicht nur, wie zuvor beschrie-

ben, im Keller- und im Dachgeschoß sowie im kleineren Teil des ersten und zweiten Geschosses von der Gedenkstätte genutzt, sondern auch von der Arbeiterwohlfahrt (AWO), die in mehreren kürzlich restaurierten Gebäuden auf dem Sonnenstein eine Einrichtung mit Ausbildungs-, Förderungs- und Therapiemaßnahmen für Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen betreibt. Die AWO Sonnenstein ist zwar, institutionell gesehen, keine Nachfolge-Einrichtung der historischen Heil- und Pflegeanstalt Pirna Sonnenstein, knüpft jedoch in ihrem Selbstverständnis bewußt an die humanistische Tradition dieser Anstalt an.

Ihre neue Behinderten-Werkstatt ist im östlich angrenzenden Haus 13 untergebracht und nutzt über eine Glasgang-Verbindung die größeren Teile der beiden Hauptgeschosse des Hauses 14 für Gemeinschaftseinrichtungen. Gedenkstätte und Behindertenwerkstatt haben im Haus 14 jeweils getrennte Eingänge, benutzen jedoch einige der Räume sowie den vorgelagerten, gärtnerisch gestalteten Außenbereich gemeinsam. Dieser Außenbereich wurde zum Standort für das geplante Mahnmal bestimmt. Die historischen Kellerräume waren bereits im Rahmen der denkmalpflegerischen Restaurierung mit einigen eher zurückhaltenden Gestaltungselementen versehen worden, um die Orte des Mordens besser kenntlich zu machen, und sollten daher von weiteren künstlerischen Eingriffen freigehalten werden.

Aus dieser räumlichen Nachbarschaft und gemeinsamen Nutzung ergaben sich für den Kunstwettbewerb die Möglichkeit der Kooperation, aber auch ein Zielkonflikt. Aufgrund einer politischen Entscheidung wurden die Kunst-am-Bau Mittel des Umbauvorhabens für ein Mahnmal bereitgestellt. Die AWO brachte dabei den in der Ausschreibung explizit formulierten Wunsch ein, daß dieses Mahnmal nicht nur »am historischen Ort dem Gedenken an die Opfer einen würdigen Ausdruck verleihen«, sondern »zugleich der Begegnung von Menschen mit und ohne Behinderungen auf dem Platz zwischen den Gebäuden beider Einrichtungen – Gedenkstätte und Werkstatt für Behinderte – förderlich sein« sollte.

In welcher Weise – und ob überhaupt – diese beiden unterschiedlichen Ziele sich in einem Mahnmals-Entwurf vereinbaren lassen, mußten die Künstler jeweils für sich entscheiden. Wie noch zu zeigen ist, versuchten zwei der Teilnehmer, beiden Aspekten gerecht zu werden, die anderen konzentrierten sich auf die Schaffung eines Gedenkortes. Tatsächlich wurde die Problematik der in der Ausschreibung noch hoffnungsvoll formulierten Doppelfunktion anhand der konkreten Entwürfe augenscheinlich. Insgesamt war die Aufgabenstellung jedoch offen und nicht restriktiv.

So war es zum einen möglich, neben dem speziellen für das Kunstwerk zur Verfügung gestellten Freiraum-Areal weitere Standorte in den Außenbereichen des Hauses 14 einzubeziehen. Dies betraf vor allem die Mauer hinter dem Haus, den Elbhang (»Elbleite«) und dem dazwischen entlangführenden »Canalettoweg«, benannt nach dem berühmten Dresdner Hofmaler, der mehrfach Pirna und den Sonnenstein mit der Schloßanlage auf seinen Gemälden verewigt hat. Die Mauer war errichtet worden, um die Gebäude der Tötungsaktionen zur Elb- und Parkseite hin abzuschirmen. Durch ein Mauertor hindurch und über den Canalettoweg hinweg wurde die Asche der Ermordeten aus dem Krematorium über den Elbhang verschüttet. Der Elbhang ist daher – neben dem historischen Gebäude – nicht nur ein Zeugnis der Morde, sondern auch ein Friedhof. Die in den siebziger Jahren vorgenommene Zumauerung dieses Tors ist auf eindruckliche Weise sichtbar und sollte in jedem Fall im Rahmen der Markierung des historischen

Geländes kenntlich gemacht und erläutert werden. Zum zweiten war auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, weitere Orte bis in den Stadtkern von Pirna hinein in das Mahnmalsprojekt einzubeziehen, vielleicht sogar grundsätzlich von einem dezentralen Konzept auszugehen. Drei der Wettbewerbsbeiträge nehmen folglich auch das als noch höchst unbefriedigend empfundene Verhältnis von Stadt und Gedenkstätte zum Ausgangspunkt.

Darüber hinaus hatten die Künstler die Chance, sich bei der Mahnmalsgestaltung auf denjenigen Aspekt zu konzentrieren, der ihnen am wichtigsten erschien. Erwartet wurde nicht – wie bei manchen anderen Mahnmalsprojekten –, daß die Kunst den Ort mit seiner höchst komplexen Geschichte überhaupt erst »zum Sprechen bringen« oder fehlende Erinnerungsarbeit kompensieren sollte. Die Gedenkstätte im restaurierten authentischen Haus beinhaltet umfassende Informationen und Vermittlungsarbeit. So waren die Wettbewerbsteilnehmer von übersteigerten thematischen Erwartungen entlastet.

Das Wettbewerbsverfahren

Zur Teilnahme eingeladen wurden zehn Künstlerinnen und Künstler beziehungsweise Künstlergruppen, deren Namen auf Vorschlag der verschiedenen Verfahrensbeteiligten bestimmt wurden. Neun Beiträge wurden zur Beurteilung zugelassen, der zehnte (von Hans Brockhage aus Chemnitz) wegen stark verspäteter Abgabe zurückgewiesen.

Das siebenköpfige Preisgericht, ergänzt durch Fachberater, tagte am 12. September. Es setzte sich folgendermaßen zusammen:

- Dr. Jörg Düsterhöft, Architekt, in Vertretung des Bildhauers
Prof. Detlef Reinemer von der Kunsthochschule Dresden
- Dr. Stefanie Endlich, Kunstsachverständige,
im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten beteiligt an der
Erarbeitung der Ausschreibung; Vorsitzende des Preisgerichts
- Hans-Jürgen Hörner für die AWO Sonnenstein
- Regina Humbert für die AWO Sonnenstein
- Dr. Salomon Korn, Architekt und Vorstandsmitglied
des Zentralrats der Juden in Deutschland
- Thomas Lutz, Gedenkstättenreferent der Stiftung Topographie des Terrors
- Otmar Mauritius für die Oberfinanzdirektion Chemnitz

Für die Ausführung des Mahnmals – Material-, Herstellungs- und Honorarkosten – stehen 100 000 DM zur Verfügung.

Im anonymen Verfahren ermittelte die Jury – wie in der Ausschreibung vorgesehen – drei Preisträger und empfahl in einer einstimmigen Entscheidung den Ersten Preis zur Realisierung. Bevor dieser und die beiden weiteren prämierten Beiträge beschrieben werden, sollen zuvor die anderen sechs in ihren jeweils unterschiedlichen Ansätzen kurz skizziert werden.

Das Team Hauswald & Krauskopf aus Meißen schlägt vor, im Rasen seitlich des Hauses 14 ein ruhiges, spiegelndes Wasserbecken anzulegen, dessen Boden beim näheren Hinschauen in die Tiefe wegzukippen scheint – Sinnbild für den Widerspruch zwischen den damaligen Verbrechen und der heutigen Alltäglichkeit an diesem Ort.

Via Lewandowski aus Berlin gestaltet einen durch eine Tür begehbaren, assoziationsreichen gläsernen Kunstraum, auf dessen weiß gekacheltem Boden Blumen liegen, die ausgetauscht werden können, wenn sie verwelkt sind, und somit ein Indiz darstellen für die Bereitschaft, sich um diesen Gedenkort zu kümmern. Die schwarze Außenseite der Tür trägt die Inschrift: »Niemand wird unseres Namens gedenken«.

Herbert Volz aus Ulm schlägt ein geometrisches Bodenrelief aus Platten und steinernen Sitzquadern vor, in dessen Mitte ein »Schlußstein« die Inschrift trägt: »Für 13 720 Menschen endet der Weg – für uns beginnt er«. Als Erinnerungs-, aber auch Sitzlandschaft vor dem Haus 14 soll es zugleich der Begegnung zwischen den Besuchern und Nutzern der beiden Einrichtungen dienen.

Auch Susanne Ahner aus Berlin hat einen Ort entworfen, der zum Verweilen, zu Begegnungen und Gedankenaustausch anregt. Dafür sieht sie keine starre Konstellation vor, sondern 40 einfache hölzerne Hocker, die locker und ständig neu im Freiraum verteilt sind. Jeder von ihnen ist mit einem »Wort des Lebens« perforiert, so daß ihre Gesamtheit einen »Denkraum« mit vielfältigen Bezügen bildet.

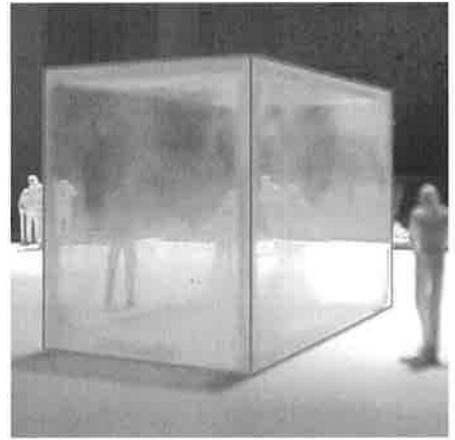
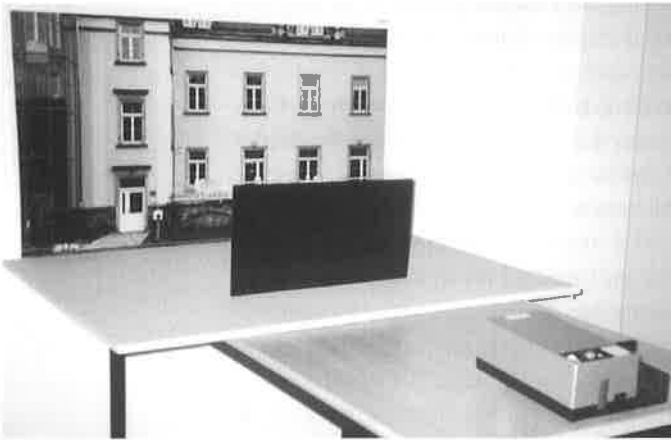
Renata Stih und Frieder Schnock aus Berlin konzipieren den Canalettoweg als Bindeglied zwischen dem Canalettohaus im Stadtkern von Pirna und dem Sonnenstein. Stadtpläne, Wegzeichen, Bilder von Canaletto, ein Lageplan der »Euthanasie«-Anstalt und Faltblätter begleiten den Besucher bei seinem langsamen Aufstieg zur Gedenkstätte.

Jörg Herold aus Berlin entwickelt die großdimensionierte Installation eines Schriftzugs, der nördlich vom Haus 14 angebracht wird und dessen zwei erste Worte dank einer Einkerbung in den Baumbestand des Elbhangs weithin bis in die Stadt am Fuße des Sonnensteins und ins Elbtal hinein zu lesen sind: »Du wußtest, wer hier mordete und wer gemordet wurde«.

Das Wettbewerbsergebnis

Der dritte Preis wurde an Arend Zwicker aus Dresden vergeben. Er schlägt vor, im Hof eine große, halbtransparente Glasscheibe aufzustellen, die den Besucher mit seinem Spiegelbild konfrontiert und zugleich einen verdunkelten Blick auf das Haus der Mordaktionen ermöglicht. Aus dem Keller heraus soll ein Text auf die Scheibe projiziert werden, dessen Leuchtschrift auf die Körper derer übergeleitet wird, die zwischen die Scheibe und das Haus treten: »Das Echo des Schweigens ist unüberhörbar«. Die Jury würdigte die »gelungene Vereinigung von Statischem und Dynamischem« und die durch die Schriftverlagerung zu erwartenden Irritationen. Sie befürchtete jedoch, daß die dunkle Scheibe allzu stark als trennendes Element zwischen den beiden Einrichtungen wirken könnte.

Der zweite Preis ging an Heike Ponwitz aus Berlin. Sie will den Besucher von der Altstadt hinauf zur Gedenkstätte mit Hilfe von Erinnerungstafeln führen, die die kunsthistorisch bedeutende und allseits hochgeschätzte Geschichtsetappe der Stadt, die durch Canalettos Malerei geprägt ist, mit der dunklen Seite ihrer Geschichte verbindet. Dabei wird jeweils ein Stadtportrait Canalettos (Siebdruck auf Glas), das die Fernwirkung dominiert, mit einer zweiten Scheibe verbunden, die Begriffe des NS-»Euthanasie«-Programms beinhaltet und die Schönheit des Portraitbildes konterkariert. Zwei größere Tafeln gibt es an der zugemauerten Pforte (mit der Inschrift »Asche Tor«) und vor dem Eingang zur Gedenkstätte (mit der Inschrift »Vergangenheit ist Gegenwart«). Die Jury lobte den



oben rechts:
Canaletto-Weg mit
zugemauertem Tor,
Foto: Stefanie Endlich

oben links:
Haus 14 mit Vorplatz
mitte links:
Entwurf 2, Preis
mitte rechts:
Entwurf 1, Preis
unten:
Entwurf 3, Preis

Fotos:
Stiftung Sächsische
Gedenkstätten

Grundansatz der Arbeit und die »eindrucksvolle und ästhetische Wirkung der Tafel am Asche-Tor, die den authentischen Ort sichtbar macht«, empfand jedoch die Tafel vor dem Eingang, also am eigentlich vorgesehen Haupt-Standort, als weniger überzeugend.

Die Gruppe Andrea Wandel/Andreas Hofer/Wolfgang Lorch/Nikolaus Hirsch aus Saarbrücken erhielt den Ersten Preis und die Ausführungsempfehlung. Ihr Entwurf sieht vor, einen mit Kohlenmonoxyd gefüllten Glaskörper vor dem Haus 14 aufzustellen, dessen Dimension und Kantenlängen dem heute restaurierten Raum der ehemaligen Gaskammer im Keller des Gebäudes entsprechen. Dazu bemerkte die Jury:

»Die Idee, diese Gaskammer ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen, wird als besondere Qualität des Entwurfs gesehen. Der Glaskubus ordnet sich so in die Umgebung ein, daß er einerseits Aufmerksamkeit fordert, andererseits auch die vielfältigen Aktivitäten der angrenzenden Einrichtung zuläßt. Die Arbeit zeichnet sich durch ihre formale Zurückhaltung, durch Vermeidung jeglicher Ästhetisierung des Schreckens aus. Sie bleibt in ihrer symbolhaften Aussage mehrdeutig und vermeidet so jede plakative Assoziation. Es bleibt dem Betrachter überlassen, ob er im Glaskubus die nach außen gekehrte, ans Tageslicht geholte Gaskammer der Tötungsanstalt sieht oder ihn als Ort empfindet, den er nicht betreten wird... Das Preisgericht war sich über die hohe künstlerische Qualität des Entwurfes einig.«

Damit wurde eine Arbeit prämiert, die in ihrer Mehrdeutigkeit vom schnellen Blick nicht voll erfaßt werden kann und sich einer eindeutigen interpretatorischen Festlegung entzieht. Gerade darin sahen die Mitglieder der Jury den besonderen Stellenwert dieses Entwurfs, zumal sie selbst die Erfahrung machten, daß sie sich ihm immer mehr annäherten, je stärker sie sich mit ihm auseinandersetzten. Bemerkenswert ist auch, daß die ästhetische Form des Objekts einen neuen, weil in vergleichbarer Weise noch nicht realisierten Aspekt in der Gedenkkunst-Landschaft darstellen wird.

Nach einem Entwurf der Gruppe Wandel, Hofer, Lorch und Hirsch wird derzeit auch der Neubau der Dresdener Synagoge errichtet. Bekannt wurde sie zuvor durch die künstlerische Gestaltung des Börneplatzes in Frankfurt am Main, wo der alte jüdische Friedhof von einer Gedenkmauer mit den Namen der ermordeten Frankfurter Juden eingerahmt wird, und durch die Installation »Gleis 17« auf dem ehemaligen Deportationsbahnhof Berlin-Grunewald, wo das historische überwachsene Bahngleis durch ein Stahlguß-Band mit Inschriften eingefast wird. Zu hoffen ist, daß ihr Mahnmalsentwurf für Pirna zügig und – wie der Wettbewerb – im Einvernehmen aller Beteiligten realisiert wird.

*Dr. Stefanie Endlich
ist als freiberufliche
Publizistin mit
Schwerpunkt Kunst
und Architektur in
Berlin tätig.
Zusammenarbeit
mit Gedenkstätten
bei zahlreichen
Projekten und durch
Vertretung in Gremien.*

Die Todesmärsche aus dem KZ Buchenwald und seiner Außenlager im April 1945

REKONSTRUKTION MIT HILFE DER GIS-TECHNOLOGIE

Katrin Greiser

*Der Text entstand
mit Unterstützung
von Jens Vehlhaber,
IT-Beauftragter
der Gedenkstätte
Buchenwald.*

Nicht ohne Grund ist die Forschung über die Auflösung der Konzentrationslager in den letzten Kriegswochen und über die Todesmärsche, denen Tausende erschöpfter KZ-Häftlinge zum Opfer fielen, ein echtes Desiderat. Zum einen ist die Quellenlage lückenhaft – man ist zum großen Teil auf mündliche Überlieferungen angewiesen – und zum anderen erweist sich der Versuch, Routen und Ereignisse nachzuvollziehen, mit konventionellen Mitteln als äußerst unbefriedigend.

Sieht man einmal davon ab, daß in den Verwaltungen der Konzentrationslager gegen Kriegsende massenhaft Unterlagen vernichtet wurden, so steht doch fest, daß die Bürokratie des Lagersystems erschreckende Ausmaße angenommen hatte. Der Weg eines Häftlings wurde in aller Ausführlichkeit bis zum amtlich beurkundeten Tod und häufig bis zu einer angeblichen Bestattung seiner Überreste schriftlich fixiert. Auch wenn das Quellenmaterial heute verstreut liegt und seine fragmentarische Überlieferung oft genug eine mühselige Rekonstruktion von Zusammenhängen erfordert, so hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte, unter Einbeziehung mündlicher Zeugnisse, doch die Möglichkeit entwickelt, sich ein Bild zu machen.

Während der letzten, nur wenige Wochen dauernden Phase der Auflösung der Konzentrationslager, bricht die schriftliche Überlieferung fast komplett ab. Hast und spontane Entscheidungen kennzeichnen die Ereignisse; die Lager wurden in letzter Minute geräumt. Fortan existierten keine Befehlsstrukturen mehr, denn die Lager-SS war von ihren Vorgesetzten abgeschnitten. Die zumeist niedrigeren Chargen handelten auf eigene Verantwortung oder waren höchstens an regionale Autoritäten gebunden: Wehrmacht und paramilitärische Stellen wurden zur Bewachung der Gefangenen und zur Jagd auf Flüchtende herangezogen. Zwar gab es Zielvorgaben, aber die Fußmärsche und Eisenbahntransporte wichen sehr bald infolge von Fliegerangriffen und des Vormarschs der Alliierten davon ab. Die Wachmannschaften trieben die Häftlinge ziellos durch die Gegend. Die Routen verliefen hin und her, im Zickzack, im Kreis, oder die Trupps spalteten sich, trafen zusammen oder vereinigten sich mit anderen Gefangenengruppen. Wußten schon die Wachmannschaften häufig nicht wo sie sich eigentlich befanden, so war es für die physisch und psychisch geschwächten Gefangenen erst recht nicht möglich, sich zu orientieren.

Der Versuch, eine lückenlose Dokumentation der Todesmärsche zu erstellen und die Ereignisse mit all ihren Facetten zu beleuchten muß scheitern. Die Geschehnisse lassen sich schon gar nicht kontinuierlich erzählen. Signifikant für die Todesmärsche war – auch in den Erfahrungen der Gefangenen –, das Chaos. Die Erinnerungen der Überlebenden spiegeln das Trauma deutlich wider: sie sind voller Lücken. In ihrer Wahrnehmung existierte weder Raum noch Zeit.

Eine Recherche der Todesmärsche wird sich im Wesentlichen auf Erinnerungen von überlebenden Gefangenen und anderen Zeitzeugen stützen. Aber das Charakteristische

dieser letzten Phase der Konzentrationslager, das Massensterben auf den Straßen oder in Viehwaggons, hat ebenfalls eine Überlieferung: Auch die Toten legen Zeugnis ab. Die Funde von dürrtrocknen Leichen an den Straßenrändern markierten an vielen Orten die Routen der Todesmärsche.

Die Probleme der Recherche setzen sich bei der Darstellung fort. Die textliche Ausführung, unterstützt von einzelnen Graphiken, ist höchst unzureichend, unübersichtlich und vor allem schwer nachzuvollziehen. Der Leser verliert sich schnell in der eindimensionalen Darstellung, der Abfolge von Orten und Geschehnissen. Dagegen scheint eine digitale und dynamische Rechercheunterstützung sowie eine graphische Darstellungsform angemessen. Dabei ist es wichtig, daß die Mehrdimensionalität, welche die Raum- und Zeitverschiebung mit einbezieht, nachvollziehbar bleibt.

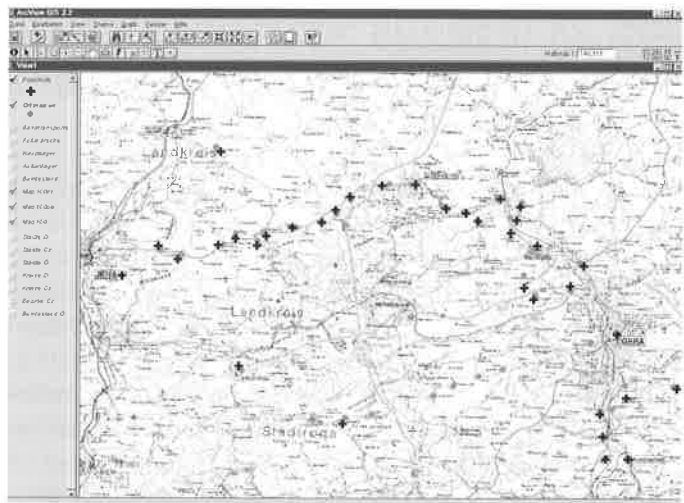
In der Gedenkstätte Buchenwald wird seit einiger Zeit mit einem Geographischen Informationssystem gearbeitet. Damit konnte sowohl die Recherche als auch die Darstellung der Todesmärsche in jeder Hinsicht vereinfacht werden.

Geographische Informationssysteme¹ – kurz GIS genannt – verfügen über die Möglichkeit, Sach- und Geometriedaten in ihren komplexen, logisch-inhaltlichen und räumlichen Zusammenhängen zu erfassen und zu verwalten und darüber hinaus über räumliche Analysemöglichkeiten neue Informationen zu generieren. Darin unterscheiden sich GIS von verwandten Produkten wie Desktop Mapping, Bildverarbeitungsprogrammen oder CAD. Bereits heute haben Geographische Informationssysteme eine große Bedeutung. Raumbezogene Entscheidungen in Politik, Wirtschaft und Verwaltung werden zunehmend mit Unterstützung solcher Systeme getroffen. Während in früheren Jahren vor allem das Vermessungswesen sowie der Umweltschutz Hauptanwendungsgebiete waren, reicht das Spektrum heute von Leitungsdokumentation und Netzmanagement über Verkehrsmanagementsysteme, Funknetzplanung, Standortsuchen aller Art, Marketing, Raumplanung, Fremdenverkehr, Störfallmanagement und Lagerstättensuche bis hin zu komplexen Modellen für z. B. Klima, Schadstoffausbreitung in Luft oder Wasser und vieles mehr. In der Archäologie wird neuerdings auch mit GIS gearbeitet und für den Bereich der modernen Geschichte ist abzusehen, daß der Nutzen ebenfalls erkannt wird. So ist für die KZ-Forschung ein Einsatz denkbar in der Gedenkstätten-Archäologie, der Rekonstruktion von Bauabschnitten und baulichen Veränderungen, Darstellung und Analyse des Systems der Außenlager sowie der Rekonstruktion der Todesmärsche.

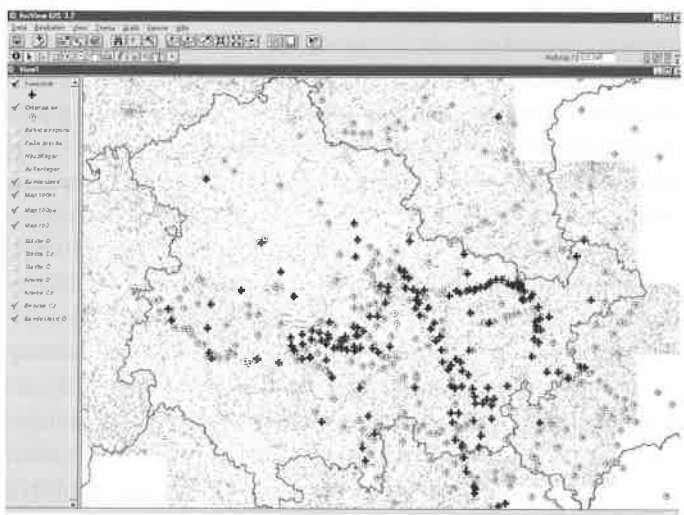
Ein Geographisches Informationssystem bildet in einem rechnergestützten System die reale Welt modellhaft ab. Die Erdoberfläche wird hierzu auf Punkte, Linien und Flächen vereinfacht und als geographische Vektordaten in kartographischer Form digital dargestellt. Beschreibungen der Elemente der Erdoberfläche erfolgen als Sachdaten.

Das Geographische Informationssystem ermöglicht es, diese geographischen Daten zu erheben, zu verwalten, abzuändern und auszuwerten. Jedes Element (Objekt) wird in einer Datenbank im Computer abgebildet. Die Lage, Ausprägung und die Beziehung der Elemente untereinander wird hierbei als räumliche Information erfaßt, deren Eigenschaften (Attribute) als beschreibende Informationen mit abgespeichert werden. Geographische Informationssysteme können auf zwei unterschiedlichen Datenmodellen basieren, rasterorientiertes oder vektororientiertes System. In der Praxis vollzieht sich eine Vermischung der Modelle mit einer stärkeren Orientierung in die eine oder andere Richtung.

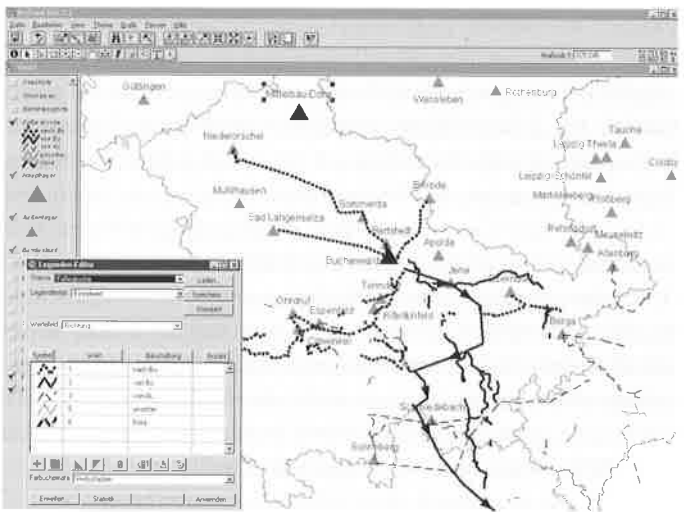
Im April 1945 war die heutige B 7 zwischen Jena und Wünschendorf buchstäblich gesäumt von Toten. Ein stummes Zeugnis der Route des Todesmarsches nach Flossenbürg.



Der Ausschnitt zeigt die Orte in Thüringen, die von den Todesmärschen berührt wurden (Ortsnamen) und wo ermordete Häftlinge gefunden oder bestattet wurden (Friedhöfe).



Mit dem Legendeneditor können die Attribute der Tabelle sicht- und nachvollziehbar gemacht werden. Da die Richtung der Fußmärsche mit Ziffern beschrieben sind, wird diese Verschlüsselung im Feld »Beschriftung« aufgelöst.



Rasterdaten sind z. B. gescannte Luftbilder oder Landkarten, sogenannte Bitmaps. Die kleinste Einheit ist hierbei das Pixel (picture element). Die Rasterform beschreibt die Geometrie eines beliebigen Objektes durch ein regelmäßig angeordnetes (meist aber nicht notwendigerweise quadratisches) Datenraster von »Pixeln«. Über die Beziehungen zu den Nachbapixeln ist keine Information abgespeichert. Demzufolge existieren keine geometrischen Elemente, wie Linien, Kreise usw. Dadurch können zusammenhängende Objekte nur sehr eingeschränkt angesprochen werden, da keine Informationen darüber existieren, inwieweit mehrere Pixel einem gemeinsamen Objekt zugeordnet sind. Durch Koordinatentransformationen kann das Rasterbild z. B. mit geographischen oder geodätischen Koordinaten (Landeskoordinaten) in Bezug gesetzt werden (Geokodierung). In der Regel werden Rasterdaten als Hintergrundbilder benutzt.

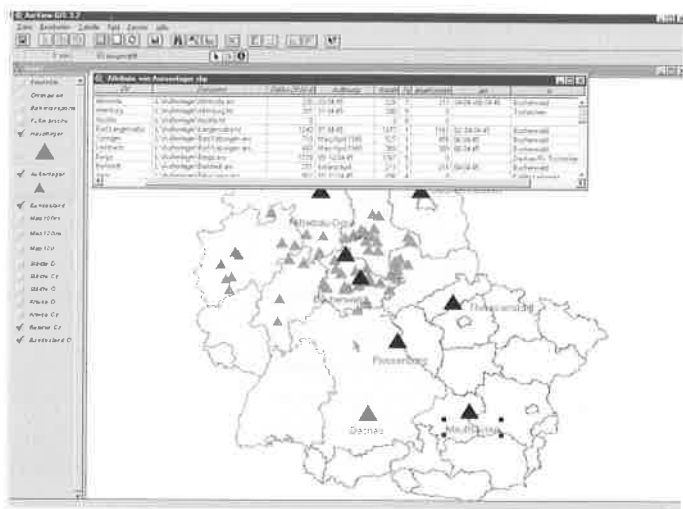
Vektordaten werden überall dort benötigt, wo großmaßstäbige Daten oder Daten hoher Genauigkeit verarbeitet werden. Vektordaten können als Punkte, Linien und Flächen dargestellt werden. Die Vektorform beschreibt die Geometrie eines Objektes durch eine Punktfolge von Koordinaten, die mittels geometrischer Interpolationsvorschriften (Gerade, Kurve) den geschlossenen Linienzug rekonstruieren. Qualitative und/oder quantitative Objektmerkmale sowie evt. der Objektname sind dieser rein geometrischen Information hinzuzufügen. Für linien- und flächenhafte Informationen (Verkehrsnetze, Grenzen, Gewässer) wie sie z. B. mittels Digitizer oder einem photographischen Auswertegerät gewonnen werden können, bietet sich diese Form der Datenspeicherung und -fortführung an. In der Computerkartographie ist die Vektorgraphik von weitaus größerer Bedeutung und hat eindeutig Vorteile. Nahezu jede computerkartographische Software basiert auf dieser Technik. Die Gründe sind nicht nur die weitaus kürzeren Rechenzeiten und der geringere Speicherbedarf, sondern das einfache Selektieren von Objekten und das Zuordnen von Eigenschaften zu diesen Objekten. Dadurch sind Bildveränderungen sehr schnell zu realisieren. Bei der Verarbeitung von Graphik ist es besonders wichtig, daß z. B. kleine Veränderungen in der Karte, wie das Verschieben einer Beschriftung, schnell am Bildschirm realisierbar sind. Besonders von Bedeutung für vektorbasiertes Kartenmaterial ist die freie Skalierbarkeit des Gesamtbildes ohne auftretende Informationsverluste, wie sie durch Pixelreduktion und Interpolation bei Rasterdaten zwangsläufig auftreten.

Mit vektorgraphischen Objekten kann der Anwender neben raum- und mengenbezogenen Informationen zusätzlich versteckte oder sichtbare Daten in Form von Bildern, Texten und Steuerbefehlen speichern.

Für das Projekt »Todesmärsche« wird das Programm ArcView verwendet, ein relativ einfach zu beherrschendes Desktop-GIS. Das Programm erlaubt die Herstellung von Karten und die Ergänzung mit eigenen Daten sowie eine interaktive Darstellung. Über die Erstellung von »Layouts« lassen sich ausgewählte Datenmengen darstellen, z. B. um den Verlauf eines bestimmten Todesmarsches zu zeigen. Diese Layouts können in unterschiedlichen Dateiformaten zur Erstellung von Druckvorlagen abgespeichert werden.

Als Arbeitsgrundlage dient zunächst eine einfache Straßenkarte von Thüringen im Rasterdatenformat und einem Maßstab von 1:100 000. Diese Entscheidung war zunächst ein Kompromiß, denn eine historische Karte des Jahres 1945 wäre natürlich geeigneter. Doch leider werden z. Zt. keine digitalisierten Karten angeboten und ihre Herstellung ist eine Kostenfrage. Die exakte Geokodierung der erfaßten Routen und Markierungspunkte ermöglicht aber auch eine spätere Weiterverwendung mit historischem Karten-

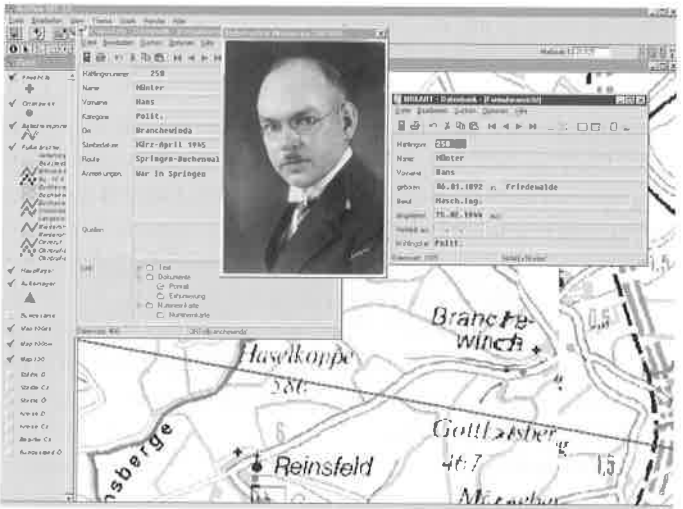
Die Attribut-Tabelle des Themas »Außenlager« enthält verschiedene Informationen über die Räumung der Lager. Die Spalte »Dokumente« enthält den Pfad zum Hotlink.



Die Datei »Totenbuch« ist mit der Datenbank der Nummernkartei des KZ Buchenwald verknüpft, von der aus man sich das gescannte Original der Nummernkartei zeigen lassen kann.



Über das Punkthema »Friedhöfe«, in diesem Fall der Ort Branchewinda, ist die Datenbank »Totenbuch« angeschlossen. Diese wiederum enthält Links zu Quellen und einer weiteren Datenbank, der Nummernkartei.



Alle Screenshots: Katrin Greiser, Gedenkstätte Buchenwald

material oder aufbereiteten Luftbildern. Der verwendete Maßstab ist als Kompromiß zwischen einer hohen Detailauflösung und der Gesamtdarstellbarkeit des Ereignisbereiches anzusehen. Beim Vergrößern des angezeigten Maßstabes gegenüber dem Kartenmaßstab nimmt die Lesbarkeit der Rasterkarten stark ab. Alternativ eingebundenes Kartenmaterial in einem anderen Maßstab kann hier Abhilfe schaffen.

Über die Karte wurden Ortspunkte im Vektorformat gesetzt: Orte, die in irgendeinem Zusammenhang mit den Todesmärschen stehen und Orte, in denen Gefangene ermordet, Tote gefunden oder bestattet wurden. Ebenfalls Punkte wurden gesetzt für Konzentrationslager. An diese Punktthemen wurden sogenannte »Hotlinks« gelegt.

Mit einem Mausklick können dort direkt Dokumente in Form von Bild- oder Textdateien angezeigt werden. Über diese Methode erfolgt auch die Anbindung von zwei Datenbankprogrammen. Sie sind in der Programmiersprache Delphi geschriebene Eigenentwicklungen der Gedenkstätte Buchenwald und verwenden aus Kompatibilitätsgründen das weit verbreitete dBase Datenformat. Der Schwerpunkt der Entwicklung lag dabei auf einem möglichst überschaubaren Bedienungskonzept mit vielseitigen und schnellen Report- und Abfragemöglichkeiten. Die entstandenen Programme entsprechen dem Datenbankkonzept der Gedenkstätte bezüglich der Verwendung quellentreuer optimierter Einzeldatenbanken im xBase-Standard.²

Um die Datenbanken über die Markierungspunkte auf den Karten (Hotlinks) ansprechen zu können, verfügen sie über einen Fernsteuerungsmodus. Neben der Windows internen OLE-Client Server Methode ist auch ein Zugriff über Kommandozeilen-Parameter möglich. Der Klick z. B. auf ein Friedhofssymbol startet so die Friedhofsdatenbank und zeigt alle zu diesem geographischen Punkt vorhandenen Sachinformationen. Speziell für dieses Projekt wurde eine Technologie zur universellen Verknüpfung eines Datenbankeintrages mit einer beliebigen Anzahl von Quellen unterschiedlichster Art entwickelt. Eine Baumstruktur erschließt hierbei dem interessierten Benutzer weiterführende Informationen auf digitalisierte Originaldokumente, Fotografien, Texte oder auch andere Datenbankbestände. Die beiden Projektdatenbanken erfüllen dabei folgende Aufgaben: In der Ortsdatenbank stehen Einträge über Ereignisse und deren Quellen. Sie verweisen auf Berichte von Überlebenden und Zeitzeugen oder gescannte Originaldokumente. Die Friedhofsdatenbank enthält das Totenbuch der Opfer der Todesmärsche. Hier sind in erster Linie Dokumente, die die Identitäten, Sterbe- und Fundumstände beschreiben, verfügbar. Außerdem ist diese Datenbank mit einer weiteren Datenbank, der Häftlingsnummernkartei des KZ-Buchenwald, verbunden.

Alle Datenbanken können auch unabhängig betrachtet und nach Kriterien abgefragt, ausgewertet und gedruckt werden. Eine Nutzung direkt von CD-ROM ohne vorherige Installation ist dabei für eine spätere Präsentation vorgesehen.

Dem Betrachter erschließt sich eine mehrdimensionale Darstellung, in dem die Quellen nachvollziehbar abgebildet und z. B. die Problematik der Identifizierung der Opfer transparent dargestellt sind. Da die Quellen nur einmal als Dokument abgelegt sind, sie aber von mehreren Stellen aus abgerufen werden können, kann man sie in und aus jedem möglichen Zusammenhang studieren, dabei sind sie immer als Ganzes zu betrachten und nicht nur als Ausschnitt oder Zitat.

Die bildliche Darstellung der Todesmärsche und der Eisenbahntransporte wurden als Linien realisiert. Auch hier wird über den »Hotlink« eine Texteinblendung möglich, die Abschriften und Zusammenfassungen von Berichten über den jeweiligen Routen-

*Katrin Greiser, M. A., ist
Kulturwissenschaftlerin.
Sie war bis zum
Sommer 2000
Mitarbeiterin der
Gedenkstätte
Buchenwald, zuletzt für
das Projekt »Totenbuch
der Todesmarsch-
Opfer«. Jetzt schreibt
Sie eine Promotion
über die Todesmärsche.*

abschnitt enthalten. Dabei werden nur die Streckenführungen eingezeichnet, die nachgewiesen werden können. Die Lücken in der Überlieferung bleiben stehen, im Gesamtbild kann aber eine Tendenz einer Route trotzdem erkennbar werden. Die Vektordaten, in diesem Fall Punkt- und Linienthemen, sind mit einer Attributtabelle verbunden, die automatisch entsteht, sobald Vektordaten erstellt werden. Diese Tabellen können beliebig angelegt oder mit anderen Tabellen verbunden werden. In der Attributtabelle des Themas Außenlager ist beispielsweise vermerkt, wann und wie das Lager geräumt wurde, wieviele Häftlinge das Lager verlassen mußten, das Datum der Räumung, Ziel und Ankunftsdatum der Räumung. Über den Legendeneditor können diese Informationen sichtbar gemacht werden. Mittels der Kopiefunktion können unterschiedliche Kriterien der Themen gleichzeitig dargestellt werden. In der Attributtabelle der Routen sind Ursprung oder Richtung der Route, Datum oder ungefähre Zeitraum, Fuß-, Bus- oder Eisenbahntransport vermerkt. Dabei hat es sich als sinnvoll erwiesen, diese Angaben mit Ziffern zu codieren.

In der Darstellung dieser Informationen werden »auf Tastendruck« Zusammenhänge bzw. Ausschließungen erkennbar. Über ein spezielles und leicht bedienbares Betrachtungsprogramm kann das Projekt auf CD-ROM gebracht und so jedem zugänglich gemacht werden. Mit der Erarbeitung der Routen und des Sterbebuchs von Thüringen ist das Projekt zunächst beendet.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu auch folgende Internetseiten zu GIS im Allgemeinen und des Programms ArcView im Besonderen: esri-germany.de
- 2 Harry Stein u. Jens Vehlhaber, Datenbankprojekte in der Gedenkstätte Buchenwald zur Geschichte des KZ Buchenwald 1937–1945, in: GedenkstättenRundbrief Nr. 87 2/1999 S. 29 ff.